
Un*iv*ersitas

ÖSTERREICHISCHER ÜBERSETZER- UND DOLMETSCHERVERBAND

Mitglied der Fédération Internationale des Traducteurs

50 Jahre UNIVERSITAS –

Perspektiven im 21. Jahrhundert

Sonderausgabe 4/2004

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Zum Geleit | |
| Florika Grießner..... | 2 |
| Vom Absolventenverein zum Berufsverband | |
| Liese Katschinka..... | 3 |
| Translationspraxis und Translationswissenschaft – Fremde oder Verbündete? | |
| Erich Prunč..... | 9 |
| Translationsmanagement im Informationszeitalter: Übersetzen als Wissensarbeit | |
| Hanna Risku..... | 17 |
| Dolmetschen gestern, heute, morgen | |
| Ingrid Kurz..... | 22 |
| Dolmetschen bei den Internationalen Organisationen | |
| Birgit Strolz..... | 27 |
| Was kommt nach Babel? | |
| Zusammenfassung der Podiumsdiskussion..... | 30 |
| Grußbotschaften..... | 36 |
| Beim Hieronymus-Heurigen | |
| Eine Rundschau in sieben Bildern..... | 39 |
| Der Kongress – Seitenblicke auf einen großen Tag..... | 41 |
| Die Diplomatische Akademie | |
| Porträt des Tagungsortes | |
| Liese Katschinka..... | 43 |
| 44 Seiten, Schmuckfarbe | |
| Vera Ribarich..... | 44 |

Zum Geleit

Drei Tage UNIVERSITAS. Unsere Jubiläumsveranstaltung begann mit der alljährlichen Hieronymus-Feier – diesmal im Heurigenlokal Fuhrgassl-Huber – die durch den Sketch von György Buda und Liliana Niesielska erst die rechte Würze bekam und eine ebenso heitere wie „praxisnahe“ Einführung in die am nächsten Tag während des Fachkongresses diskutierten Fragestellungen bot.

Der Kongress-Freitag in der Diplomatischen Akademie stand – nach dem eigentlichen Festakt mit einer sehr anschaulichen Retrospektive auf 50 Jahre Verbandsarbeit von Dipl.-Dolm. Liese Katschinka – im Zeichen der Translationswissenschaft. Den Hintergrund des Veranstaltungssaals schmückte außerdem eine von Irene Mühldorf sorgfältig und liebevoll zusammengestellte Fotoausstellung mit zahlreichen Gustostückerln aus der Geschichte des Verbandes. Darüber hinaus konnten sich die TeilnehmerInnen im Rahmen einer kleinen Firmen-Ausstellung über Flüsterkoffer, Übersetzungssoftware, Nachschlagewerke, Normen zum Thema Übersetzungsdienstleistungen und über UNIVERSITAS informieren.

Der Österreichische Übersetzer- und Dolmetscherverband UNIVERSITAS kann sich stolz und glücklich schätzen, einige der namhaftesten VertreterInnen des Faches zu seinen Mitgliedern zählen zu dürfen. Diese haben in ihrer Rolle als KongressreferentInnen – O.Univ.-Prof. Dr. Erich Prunč, Univ.-Doz. Dr. Hanna Risku und A.o. Prof. Dipl.-Dolm. Dr. Ingrid Kurz – fachliche sowie rhetorische Meisterleistungen geboten, die wir in dieser Sondernummer abgedruckt haben.

Für die darauf folgende, souverän von Lissy Schwarz moderierte und mit hochkarätigen DiskutantInnen besetzte Podiumsdiskussion war die Zeit leider viel zu kurz. Die zahlreichen Zukunftsprognosen, Hinweise, Einblicke und Antworten auf die Frage „Was kommt nach Babel?“, die – wie auch die Retrospektive und die Hauptreferate – in dieser Sondernummer nachzulesen sind, hätten Stoff für einen weiteren Konferenztag geboten und enthielten genügend Anregungen für weitere 50 Jahre Verbandsarbeit.

Den krönenden Abschluss eines interessanten und informativen Kongresses stellte der anschließende Empfang im Rathaus dar. Zur Kurzweil trug zudem noch die Tombola mit Preisen unserer Sponsoren bei, die gleich auch für eine Mentoring-Aktion Anlass bot.

Für die fotografische Dokumentation der ersten beiden Veranstaltungstage haben wir uns bei Herrn Ott zu bedanken. Noch einige weitere gute Geister wirkten im Hintergrund, nämlich unsere als AssistentInnen verkleideten Jungmitglieder (Margarita Kapaun, Dijana Glova, Ute Lazzari, Michaela Leithner,

Liselotte Messner, Maja Mihanovic, Peter Mracsna, Christina Sekeres, Judith Treml, Daniela Wiesenhofer und Syuzanna Yeghoyan), die unter der Anleitung von Alexandra Jantscher zum reibungslosen Ablauf der Veranstaltung beitrugen.

Der dritte Tag war mit „Weiterbildung“ übertitelt; außerdem nutzte der Verband die Gelegenheit zu einem „Tag der offenen Tür“. Für die Organisation und Koordinierung der Workshops zeichneten Mag. Eva-Martina Strobl (Business-Konzepte für TranslatorInnen), Mag. Kurt Lechner und Mag. Brigitte Schön (Übersetzen/Dolmetschen bei der EU), Mag. Ingrid Haussteiner (Übersetzungstechnologie, Projektmanagement und Lokalisierung sowie Wissensmanagement für ÜbersetzerInnen), Mag. Dr. Liliana Niesielska (Das etwas „kreativere“ Übersetzen), Dipl.-Dolm. Liese Katschinka (Normen und Zertifizierung für ÜbersetzerInnen), Mag. Irmgard Soukup-Unterweger (Praxisorientierte Terminologearbeit) und Dr. Günter Schopf (Aktuelle Kulturkunde Österreichs) verantwortlich. Die Berichte und Beiträge aus den Workshops hätten den Rahmen dieser Jubiläumsausgabe gesprengt, weshalb der Vorstand beschlossen hat, sie auf unserer Website zu veröffentlichen (www.universitas.org) und so allen Interessierten zugänglich zu machen. Das ist auch der Grund für die Anführung der langen Liste von KoordinatorInnen, die gemeinsam mit ihren ReferentInnen unentgeltlich ein hoch interessantes Weiterbildungsprogramm geboten haben. Ihnen allen, sowie den Sponsoren und ganz besonders dem Organisationskomitee und allen, die in irgend einer Weise zum Gelingen beigetragen haben und die aus Platzgründen namentlich nicht angeführt werden konnten, gebührt unser herzlichster Dank. Der Einsatz hat sich gelohnt. Das bezeugen die zahlreichen positiven Rückmeldungen.

Nicht nur für die zahlreichen Gäste aus dem Ausland – wir durften VertreterInnen befreundeter Verbände aus Deutschland bis hin zu den USA begrüßen – klang die Jubiläumsveranstaltung mit einem von Anneke Hodel-Onstein konzipierten kulturellen Rahmenprogramm (Besuch der Ernst-Fuchs-Villa und Wien-Führung) stimmig aus.

Mit einem nochmaligen Dankeschön an alle Mitwirkenden und TeilnehmerInnen zeichnen

Mag. Florika Grießner
Präsidentin – UNIVERSITAS

Mag. Ingrid Haussteiner, M.A.
Generalsekretärin – UNIVERSITAS

Martha Böhm
Sekretärin – UNIVERSITAS

Vom Absolventenverein zum Berufsverband

Dipl.-Dolm. Liese Katschinka

Liebe Festgäste, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Als wir in der Vorbereitungsphase unseres UNIVERSITAS-Jubiläums nach einem griffigen Titel für meinen heutigen Festvortrag suchten, machte ich den Vorschlag „Vom Aquarium zum Gymnasiumstraße“. Die zahlreichen Fragen der Mitglieder im Organisationskomitee, was denn das „Aquarium“ sei, ließen mich erkennen, dass diese liebevolle Bezeichnung des Verbandssekretariats, als es noch im Hauptgebäude der Universität untergebracht war, den jüngeren Kollegen kein Begriff mehr ist – 50 Jahre Verbandsgeschichte sind eine lange Zeit. Ich will versuchen, die Entwicklung des Verbands in dieser Zeit für Sie in den nächsten 30 Minuten im Zeitraffer zusammenzufassen. Als ergänzende Lektüre zur Geschichte der UNIVERSITAS kann ich Ihnen noch den Vortrag von Viktor Petioky empfehlen, den dieser in dankenswerter Weise anlässlich des 40-jährigen Bestandsjubiläums gehalten hat, so wie seinen Beitrag im F.I.T.-Mitteilungsblatt „Babel“, Nr. 3/1980, den er gemeinsam mit Brigitte Höfert verfasste, um unsere Kollegen im Ausland aus Anlass des X. Weltkongresses der F.I.T. in Wien über unseren Verband zu informieren. Weiters hat auch Annie Weich mit größter Akribie die noch vorhandenen Vorstandsprotokolle aus der Zeit 1954 bis 1985 aufgearbeitet und daraus eine 2002 erschienene „Verbandsarchäologie“ gebastelt.



Man hat mir die ehrenvolle Aufgabe des Festvortrages bei unserem Jubiläum übertragen, vielleicht weil es immer meinem Berufsverständnis entsprach, nicht nur den Beruf – in meinem Fall als Dolmetscher und Übersetzer – auszuüben, sondern mich auch berufsständisch einzubringen. Ich habe daher in den letzten Jahrzehnten diverse Funktionen im Vorstand der UNIVERSITAS bekleidet und dadurch meinen Beitrag zur Entwicklung vom Absolventenverein zum Berufsverband geleistet.

1954 bis 2004 – das ist der Zeitraum, in dem sich diese spannende Geschichte abspielte.

Wie war das internationale Umfeld 1954, als die UNIVERSITAS gegründet wurde? – Die Fünfzigerjahre waren eine Gründerzeit für Übersetzer- und Dolmetscherverbände. 1953 wurden F.I.T. (Fédération internationale des traducteurs) und A.I.I.C. (Association international des interprètes des conférences), die beiden großen internationalen Organisationen unseres Berufsstandes, gegründet. Zahlreiche nationale Verbände, wie der BDÜ in Deutschland oder der finnische Verband, folgten im Jahr 1955. Es lag also im Zug der Zeit, dass auch in Österreich eine Vereinigung jener Dienstleistungsanbieter gegründet wurde, die diese „neuen“ und zugleich alten Berufe ausübten.

In Österreich selbst gab es bereits berufsspezifische Vereinigungen. Der Österreichische Gerichtsdolmetscherverband ist als ältester Verband hier an erster Stelle zu nennen. Wie man

in der Festschrift zum 75-Jahres-Jubiläum nachlesen kann, gibt es den Gerichtsdolmetscher schon seit 1835, ein Verband wurde dann erstmals 1920 gegründet, 1938 aufgelöst und 1945 wieder gegründet. Etwa gleich alt ist auch die Sparte Übersetzungsbüros im Rahmen der Innung Druck/Graphisches Gewerbe. Hier sind allerdings keine genauen Daten vorhanden – eine Grazer Diplomandin ist gerade dabei, der Geschichte der gewerblichen Übersetzungsbüros nachzuspüren. Der Vollständigkeit halber wäre noch zu erwähnen, dass die literarischen Übersetzer ihre „Interessengemeinschaft der Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke“ erst 1981 gründeten.

Die Gründung der UNIVERSITAS erfolgte am 29. Juni 1954. Zwei der Gründungsmitglieder – Martha Raetz-Bach und Viktor Petioky – sind noch am Leben und nehmen auch (direkt oder indirekt) an der heutigen Veranstaltung teil.

Ein Exemplar der Einladung zur konstituierenden Generalversammlung der „Vereinigung der Übersetzer und Dolmetscher Österreichs“ ist uns erhalten geblieben.

Der Einladung entnehmen wir, „unser schöner, wenn auch schwieriger Beruf ist in seiner gesetzlichen Verankerung und seiner wissenschaftlichen Ausformung noch jung. Erst seit 1946 wurde dafür eine gesetzliche Grundlage geschaffen, und es ist daher nicht zu verwundern, dass die breite Öffentlichkeit – und vor allem diejenigen Kreise, die an einer hoch qualifizierten Dolmetscher- und Übersetzerleistung interessiert sind – vom Beruf des akademisch ausgebildeten Übersetzers und Dolmetschers wenig Notiz genommen hat. Immer wieder drängen sich ‚Quasi-Dolmetscher‘ und ‚Quasi-Übersetzer‘ in den Vordergrund und bedrohen den Ruf und das Vertrauen auf gediegene sprachmediatorische Arbeit.“

„Um diesem Übel entgegenzutreten und die interessierte Öffentlichkeit auf einen Stab von bestausgebildeten Dolmetschern und Übersetzern hinweisen zu können, haben wir uns entschlossen, uns als ‚Vereinigung der Übersetzer und Dolmetscher‘ (VÜDO) zu konstituieren, damit von einer Zentralstelle aus in engster Zusammenarbeit mit den Dolmetschereinstellen Österreichs eine Lenkung und einheitliche Ausrichtung der Übersetzer- und Dolmetschertätigkeit angebahnt werden kann.“ – Diese Passage ist zwar 50 Jahre alt, klingt aber irgendwie immer noch sehr aktuell!

Für den Namen der Vereinigung wurden bei der konstituierenden Sitzung viele Vorschläge gemacht. Viktor Petioky war es letztlich, der die Verbandsbezeichnung „Österreichischer Dolmetscherverband Universitas“ vorschlug, die auch von der Generalversammlung angenommen wurde. An dem Namen fallen zwei Dinge auf:

Erstens werden die Übersetzer nicht explizit genannt. Als Erklärung lässt sich anbieten, dass das Studium damals so auf-

gebaut war, dass man zuerst zum „akad. Ü.“ (akademischer Übersetzer) wurde und dann zum „Dipl. Dolm.“ (Diplomdolmetsch) wurde. Übersetzen war damals also eine Vorstufe zum Dolmetschen, es gab nicht zwei getrennte Studiengänge. Wollte man als Übersetzer sein Universitätsstudium abschließen, musste man auch dolmetschen, und wollte man eigentlich nur dolmetschen, so musste man zuerst das Übersetzen studieren.

Zweitens fällt am ursprünglichen Verbandsnamen der Zusatz „Universitas“ auf. Es wurde damit die Nähe zur Universität, zur universitären Ausbildung, die Abgrenzung zu den nicht universitär ausgebildeten Übersetzern und Dolmetschern und den das Gewerbe des Übersetzungsbüros Ausübenden betont. Bei keinem anderen freien Beruf mit universitärer Ausbildung ist die Beziehung zwischen Ausbildung und Berufsausübung so eng. Sogar das Sekretariat des Verbandes befand und befindet sich immer noch in den Räumen des Wiener Universitätsinstituts. Diese enge Beziehung zur Universität wurde in späteren Jahren von den Vorstandsmitgliedern auch immer wieder in ihren Verhandlungen mit Politikern und Juristen betont, als man die Anerkennung als freier Beruf – gleich den Ärzten, Anwälten oder Ingenieuren – suchte und nicht als Gewerbebetrieb vereinnahmt werden wollte. Auch in der Öffentlichkeit herrschte ja stets die Meinung, dass Übersetzen = Dolmetschen = Übersetzungsbüro sei. Auch in der mit der Innung Druck/Graphisches Gewerbe ausgetragenen Fehde dienten die universitäre Ausbildung und das Nahverhältnis zur Universität als wichtiges Argument, als Freiberufler und nicht als Gewerbebetrieb eingestuft zu werden.

Enge Beziehungen zu den Universitätsinstituten, an denen Übersetzer und Dolmetscher ausgebildet werden, gab es nicht nur zwischen UNIVERSITAS und dem Wiener Institut, sondern auch mit Graz und Innsbruck. Sepp Färber, Gerhard Reinagel und Martin Grünberg sind hier zu nennen, die zu verschiedenen Zeiten die Interessen der Grazer Kollegen vertraten und die Verbindung zum Institut an der Karl-Franzens-Universität aufrecht erhielten. Im derzeitigen Vorstand sind die Grazer Kollegen besonders stark vertreten, und erstmals kommt auch die Präsidentin aus Graz.

Es ist unter anderem die größere räumliche Entfernung zu Innsbruck, welche die Kontakte zu diesem Institut nicht so intensiv werden ließen. Immer wieder wurden aber zum Beispiel von Lisa Markstein oder Emmy Krausneker Bemühungen unternommen, mit den Innsbrucker Kollegen und dem Institut an der Innsbrucker Universität in einen Dialog zu treten.

An dieser Stelle soll kurz auch auf das stets im Wiener Institutsgebäude befindliche Sekretariat eingegangen werden. Bis 1984 – also bis zur Übersiedlung in die Gymnasiumstraße – diente das so genannte „Aquarium“ als Sekretariat.

Eine Ecke in der Bibliothek des Dolmetschinstituts war mit einer Wand mit Glasfenster abgetrennt, von außen daher für Vorbeigehende stets einsehbar. Im Vergleich dazu war das neue Sekretariat nach dem Umzug in die Gymnasiumstraße ein echter Quantensprung. Dies auch deshalb, weil bis dahin dem Verband kein eigener Telefonanschluss zur Verfügung stand, sondern man von einer Nebenstelle aus über die Zentrale des Hauptgebäudes telefonieren musste – eine erhebliche Erschwernis bei der Kommunikation mit der Außenwelt im Zeitalter vor dem Mobiltelefon. Franziska Theis sei hier stellvertretend für alle anderen guten Geister im UNIVERSITAS-

Sekretariat dafür gedankt, dass sie diese Arbeitsbedingungen mit Humor und Verständnis ertragen hat.

Die Vorstandssitzungen fanden viele Jahre hindurch im Büro des Institutsvorstandes, also bei Viktor Petioky, oder in den Extrazimmern der umliegenden Kaffeehäuser statt. Das Mitteilungsblatt wurde auf Wachsmatrizen geschrieben – Tippfehler wurden mit rotem Korrekturlack ausgebessert – und dann händisch auf der Institutsmaschine abgezogen. Den großen Schritt zur professionellen Gestaltung des Mitteilungsblattes – vor allem in inhaltlicher Hinsicht – setzte erst viel später Ingrid Kurz.

Nach diesem kleinen Exkurs zurück zu den Aufgaben, die sich der Verband bei der Gründung stellte und dann auch engagiert verfolgte. Der Wunsch nach Anerkennung durch die „breite Öffentlichkeit und vor allem durch diejenigen Kreise, die an einer hoch qualifizierten Dolmetscher- und Übersetzerleistung interessiert sind“ führte vor allem in den ersten 25 Jahren zu heftigen Aktivitäten des Verbandes bei der Besetzung von Dolmetschteams.

Die entstehende Kongresswirtschaft boomte, und der Verband bemühte sich, seine Mitglieder entsprechend einzusetzen. Er handelte sich damit den Vorwurf ein, „Futterkrippe“ und „Arbeitsvermittlung“ zu sein, der zu heftigen Diskussionen bei Generalversammlungen und Konflikten mit der Innung Druck/Graphisches Gewerbe führte. Heute gibt es zahlreiche Dolmetschsekretariate auf dem Markt, die UNIVERSITAS ist als „player“ auf diesem Markt weniger aktiv als damals, und der zur Besetzung von Dolmetschteams zusammentretende Kongressbeirat sorgt für Transparenz.

Die Festsetzung von Dolmetschhonoraren war zu jener Zeit ebenfalls ein dominierender Tagesordnungspunkt. Sie waren anfänglich an die AIIC-Tarife gebunden und wurden in US-Dollar angegeben. Vor jeder Tarifierhebung oder Änderung der Besetzungsmodalitäten gab es temperamentvoll – nämlich von Dolmetschern – geführte Auseinandersetzungen, die durch den Umstand angeheizt wurden, dass die Tarife für alle Mitglieder verbindlich und für alle Dolmetscher in einem Team gleich hoch waren.

Erst die allgemeinen Deregulierungstendenzen in Europa und die Gefahr einer Kartellklage führten Ende der Achtzigerjahre zur Abschaffung von verbindlichen Vorgaben. In der Folge kam es nicht zur erhofften Möglichkeit, auch höhere Tarife verlangen zu können, sondern eher zu einem Absinken, so dass wir heute im Mitteilungsblatt Mahnungen von langgedienten Dolmetschern finden, bei der Berechnung der Honorare doch nicht auf gewisse fixe Kostenelemente, wie Sozialversicherung und Steuern, zu vergessen.

Von den Übersetzungshonoraren hat man im Rahmen der UNIVERSITAS nie so viel Aufhebens gemacht. Hier wurden zwar auch Zeilensätze festgelegt, doch immer gleich auch Zuschläge für Dringlichkeit und Schwierigkeit zugestanden. Anny Weichs „Verbandsarchäologie“ entnehmen wir zum Beispiel, dass 1958 der Mindestzeilensatz mit ö.S. 2,00 festgelegt wurde, 1963 aber schon ö.S. 7,00 für Texte mit großer fachlicher Schwierigkeit betrug.

In den Siebzigerjahren kam es dann zu einer Emanzipation des Übersetzerberufs innerhalb der UNIVERSITAS.

Nach der Präsidentschaft von Gerhard Weber und der „Ära Simak“ (so benannt nach dem langjährigen Generalsekretär des Verbandes), in der die Dolmetscher aus obigen Gründen das Verbandsleben beherrschten, kam es mit der Studienordnung 1972 zur Einführung eines Übersetzer- sowie eines Dolmetscherzweiges bei der universitären Ausbildung. In der Folge änderte der Verband dann 1975 seinen Namen und nannte sich fortan „Übersetzer- und Dolmetscherverband UNIVERSITAS“. Im selben Jahr wurde auch der Übersetzerausschuss gegründet, der sich als erste Aufgabe die Ausarbeitung einer Übersetzerliste stellte. Am Rande soll erwähnt werden, dass es einen Dolmetscherausschuss für die Zusammensetzung von Dolmetscherteams schon seit längerer Zeit gab.

Bei der Schaffung der Übersetzer- und Dolmetscherliste wurden Kriterien zur Aufnahme in diese Listen eingeführt, die vor allem den Nachweis der Berufspraxis und die Bestätigung der Qualifikationen durch Kollegen erforderten. Die Listen wurden und werden seither an Firmen und Behörden verschickt und sollen bei der Suche nach qualifizierten Sprachmittlern eine Hilfestellung bieten. Sie können als erster Schritt des Verbandes in Richtung Berufsverband bezeichnet werden. Viele Verbandsmitglieder, für welche die UNIVERSITAS eine Absolventenvereinigung war, die gelegentlich Vorträge veranstaltete und in ihrem Mitteilungsblatt unter anderem Wörterbücher rezensierte, waren mit dieser Entwicklung nicht einverstanden, die Mitgliedskategorie „Freund des Verbandes“ bot einen Ausweg für diese Kollegen. Maria Verber war zu jener Zeit die Verbandspräsidentin, die mit viel persönlichem Einsatz die zahlreichen Klippen bei der Umgestaltung umschiffen half.

An dieser Stelle muss auch erwähnt werden, dass UNIVERSITAS und ÖVG – also der Österreichische Verband der Gerichtsdolmetscher – einmal fast zu einem Verband verschmolzen wären oder ein gemeinsames Sekretariat betrieben hätten. Nach dem Tode von Verbandspräsident Dr. Caproni gab es in den Siebzigerjahren mehrere Monate hindurch diesbezüglich intensive Verhandlungen zwischen den beiden Verbänden. Letztendlich erwiesen sich aber die Unterschiede bei den von den Verbänden verfolgten Zielen doch als so groß, dass man von einer Fusionierung oder Zusammenlegung der Sekretariate Abstand nahm. Die guten Kontakte zwischen diesen beiden Verbänden bestehen aber seit jener Zeit – zahlreiche UNIVERSITAS-Mitglieder sind ja auch als gerichtlich zertifizierte Dolmetscher tätig.

Die Entwicklung in Richtung Berufsverband ging dann weiter, unter anderem weil die Zusammensetzung von Dolmetscherteams als gewerbliche Tätigkeit betrachtet wurde und die Einschaltungen im Branchenverzeichnis von Übersetzern und Dolmetschern als Werbung für eine Tätigkeit angesehen wurde, welche nach Meinung der Innung/Druck Graphisches Gewerbe einen Gewerbeschein erforderte. Da es zu mancher „Aktion scharf“ kam, war Handlungsbedarf gegeben. Die Diskussion zwischen UNIVERSITAS und der Innung Druck/Graphisches Gewerbe wurde über mehrere Jahre geführt. Als eine mögliche Lösung wurde die Überführung des „freien Gewerbes“ Übersetzungsbüro in ein „gebundenes Gewerbe“, welches einen Qualifikationsnachweis erfordern würde, angedacht. Bürokratische Hindernisse und Widerstände von Seiten der Mitglieder bei beiden Gesprächspartnern verhinderten aber immer wieder eine Lösung. In den Neunzigerjahren erledigte sich dieses Problem letztlich von selbst, nämlich mit den „Neuen Selbständigen“ der Beitritt zur Sozi-



Im „Aquarium“ am alten Dolmetschinstitut, 1984

alversicherung der gewerblichen Wirtschaft für alle Übersetzer und Dolmetscher zur Vorschrift wurde und viele Kollegen dann auch den Gewerbeschein lösten. Inzwischen ist die Generation der Betreiber von „Briefkastenfirmen“ unter den Übersetzungsbüros größtenteils in Pension gegangen, die Anforderungen von Kunden an Übersetzungsleistungen sind ebenfalls gestiegen, so dass eine weitgehende Entschärfung in den Beziehungen zwischen freiberuflichen Übersetzern und Übersetzungsbüros eingetreten ist.

Zum Thema Sozialversicherung (Kranken- sowie Pensionsversicherung) sollte man noch erwähnen, dass sich der UNIVERSITAS-Vorstand gegen Ende der Siebzigerjahre und Anfang der Achtzigerjahre bereits eingehend mit diesem Thema auseinandersetzte und sogar beim damaligen Sozialminister Dallingner wegen der Möglichkeit einer Selbstversicherung vorsprach, wegen des kleinen Kreises der möglichen Sozialversicherten aber abgewiesen wurde.

Ehe ich weiter über die Entwicklung des Absolventenvereins zum Berufsverband berichte, erlauben Sie mir noch einen Exkurs – die Mitgliedschaft der UNIVERSITAS beim Internationalen Übersetzerverband F.I.T. und der F.I.T.-Kongress 1984 in Wien.

Bereits 1958 trat die UNIVERSITAS auf Betreiben von Dorothea Lunzer der F.I.T. bei. Die Mitgliedschaft blieb aber lange Jahre hindurch eher inaktiv – zu sehr prägten die Dolmetscher das UNIVERSITAS-Geschehen, und zu gering war das Interesse der meisten Kollegen an Themen wie der Übersetzung von Gedichten oder auch den theoretischen Grundlagen des Übersetzens und Dolmetschens. Auch erschien dem Verband der jährliche Mitgliedsbeitrag zu hoch, man verhielt sich deshalb lieber ruhig, um keinen F.I.T.-Funktionär auf die Außenstände aufmerksam zu machen. 1982 besann sich die F.I.T. aber auf ihr passives Mitglied und bat es – nachdem die Schweiz die Ausrichtung des nächsten Kongresses abgesagt hatte – den X. Weltkongress 1984 in Wien zu organisieren.

Für die UNIVERSITAS bot sich damit auch die Möglichkeit, verstärkt Öffentlichkeitsarbeit zu leisten und sich von der besten Seite zu präsentieren.

Das von Hildegund Bühler erstellte wissenschaftliche Programm setzte neue Maßstäbe für die nachfolgenden F.I.T.-Kongresse, und das Rahmenprogramm bot Möglichkeiten für



Arbeitsbedingungen 1975

verstärkte Kontakte zu öffentlichen Stellen in Österreich. Aus Anlass des F.I.T.-Kongresses stiftete die Creditanstalt-Bankverein einen mit ö.S. 25.000 dotierten Übersetzerpreis, der später noch zwei Mal vergeben wurde. Der erste Preisträger war Roger Forst-Battaglia, der den Geldbetrag einer Studentin – Vera Ribarich – übergab, die heute für das Mitteilungsblatt verantwortlich zeichnet.

Beim Wiener F.I.T.-Kongress wurde übrigens auch Krista Schmidt der Bertil-Nathhorst-Preis für nicht-literarisches Übersetzen verliehen. Erst 1999 erhielt wieder eine österreichische Übersetzerin einen F.I.T.-Preis: Es war Lisa Markstein, die für ihre literarischen Übersetzungen ausgezeichnet wurde. Den Antrag für die Preisverleihung an Lisa Markstein stellten die UNIVERSITAS und die „Interessengemeinschaft literarischer und wissenschaftlicher Werke“ gemeinsam. Dies dokumentiert die guten Beziehungen, die sich im Laufe der Zeit – nach anfänglichen Missverständnissen zur Zeit der Gründung der „Interessengemeinschaft“ im Jahr 1981 – zu den literarischen Übersetzern entwickelt haben. Gemeinsame Veranstaltungen zum Internationalen Übersetzertag sind ein weiterer Beweis dafür. Ebenso gehören zahlreiche UNIVERSITAS-Mitglieder, die auch als literarische Übersetzer tätig sind, der „Übersetzergemeinschaft“ an.

Doch zurück zu den Bemühungen des Verbandes um rechtliche Anerkennung und gesetzliche Verankerung des Übersetzer- und Dolmetscherberufs. Sie basierten auf dem Selbstverständnis seiner Mitglieder, Angehörige eines freien Berufs zu sein. Dieses hatte sich auf Grund der universitären Ausbildung entwickelt, und deshalb strebte der Vorstand eine Kammerlösung an. So wie auch Ärzte, Rechtsanwälte oder Ingenieure wollten die Übersetzer und Dolmetscher eine Kammer mit Zugangskriterien für die Ausübung des Berufs, Pflichtmitgliedschaft und Tarifhoheit gründen. Das Einkommenssteuergesetz, welches Übersetzen unter den freiberuflichen Tätigkeiten nannte, bot ein Argument für diese von der UNIVERSITAS verfolgte Linie. Etwa zu jener Zeit entstand auch eine Bundeskonferenz der Kammern der freien Berufe, die vor allem unter ihrem Präsidenten Dr. Walter Schuppich den nicht verkammerten freien Berufen hilfreich unter die Arme griff. Es kam in der Folge zu intensiven Gesprächen mit dem Verfassungsdienst im Bundeskanzleramt, und im April 1982 beschloss die Generalversammlung der UNIVERSITAS, Univ.-Prof. Dr. Raschauer mit einem Gutachten über den

rechtlichen Status des Übersetzers und Dolmetschers zu beauftragen. Nach intensiver und lebhafter Diskussion des Gutachtens wurde von einer außerordentlichen Vollversammlung am 1. Dezember 1983 der Beschluss gefasst, konkrete Bemühungen um eine Kammergründung bei Dr. Steger, dem Bundesminister für Handel und Gewerbe, voranzutreiben. Diese anfänglich erfolgreichen Anstrengungen kamen aber mit dem Rücktritt der Bundesregierung zu einem Ende. Die nachfolgenden Minister brachten dem Projekt wenig Interesse entgegen. Aus Brüssel begann bereits der Wind der Deregulierung zu wehen, der auch die etablierten Kammern in Bedrängnis brachte. Einige Jahre später wurde noch einmal vom Vorstand mit Lizzy Schwarz als Präsidentin der Versuch einer gesetzlichen Regelung unternommen und ein Gesetzesentwurf ausgearbeitet, doch die Zeit für derartige Lösungen war vorbei, der EU-Beitritt Österreichs und die allgemeine Liberalisierung des Dienstleistungssektors erforderten neue Lösungsansätze. Mit der Zertifizierung nach der ÖNORM D 1200 haben zumindest die Übersetzer für sich die Möglichkeit eines objektiv zu erstellenden Qualitätsnachweises geschaffen.

Zum großen Puzzle „Entwicklung vom Absolventenverein zum Berufsverband“ gehören noch viele kleine Steine, von denen ich hier nur einige kurz erwähnen möchte:

- Das Außenministerium stellte in den Achtzigerjahren der UNIVERSITAS die Redoutensäle für ein 14-tägiges Fortbildungsseminar zur Verfügung, bei dem interessierte Kollegen ihre Fertigkeiten, von einer C- in eine B-Sprache zu dolmetschen, üben konnten.
- Ab dem F.I.T.-Kongress begann das Unterrichtsministerium, die Aktivitäten der UNIVERSITAS mit einem alljährlichen finanziellen Beitrag zu fördern.
- Übersetzen und Dolmetschen werden als eigenständige schöpferische Leistung anerkannt. Der ORF blendet bei Fernsehsendungen die Namen der Dolmetscher ein und nennt die Übersetzer, wenn die Werke fremdsprachiger Autoren vorgetragen werden. Bei der Drucklegung von Übersetzungen können Übersetzer ebenfalls ihr Urheberrecht beanspruchen und die Nennung ihres Namens verlangen, auch wenn es sich nicht um literarische Werke handelt.
- Für Dolmetschkabine gibt es ISO-Normen, die zwar viele Architekten noch immer nicht kennen, trotzdem sind „Hasenställe“ und „Hühnersteige“ vom Kongressmarkt weitgehend verschwunden.
- Den Internationalen Übersetzertag und die Frankfurter Buchmesse nahm die UNIVERSITAS auf Anregung von Mechthild Yvon, damals das Vorstandsmitglied für Öffentlichkeitsarbeit, zum Anlass, gemeinsam mit den anderen Verbänden ein Inserat im „Spectrum“ der „Presse“ zu schalten.
- Leitfäden für den Einstieg in den Übersetzerberuf, das Stage-System und Übungskongresse für angehende Dolmetscher, Beratung bei Steuerfragen und für den Umgang mit Kunden. Hier wurden die Erfahrungen vieler Kollegen zusammengetragen, um den jungen Kollegen Stolpersteine zu ersparen.
- Das Internet und die Universitas-Mailbox als moderne Kommunikationsmittel für den Meinungsaustausch unter Verbandsmitgliedern zu berufsspezifischen Fragen. Noch nie war es so einfach, sich Rat und Tat zu holen oder diesen zu geben.

Die Neunzigerjahre schließlich waren eine Periode der Konsolidierung, aber auch der Neuordnung. Im Vorstand kam es zu personellen Veränderungen – es folgten Lizzy Schwarz und Erika Obermayer als Verbandspräsidentinnen und Elly Frank-Großebner und Susanne Watzek auf meine Wenigkeit. Die jüngeren Kollegen setzten verstärkt Schwerpunkte im Bereich Öffentlichkeitsarbeit und Fortbildungsveranstaltungen. (Die erste große Fortbildungsinitiative im modernen Sinn war übrigens ein von Irmgard Soukup veranstaltetes dreitägiges Seminar für Russischdolmetscher und -übersetzer in Bad Reichenau.) Die finanziellen Belange hatte Eva Fürthauer wohl geordnet ihrer Nachfolgerin Michaela Spracklin-Ott weitergegeben. Die administrativen Abläufe hatten sich gut eingespielt, der Übergang von Franziska Theis zu Martha Böhm erfolgte ohne größere Schwierigkeiten. In wesentlichen Aspekten Neues brachte in erster Linie die – man könnte sagen unter Schmerzen geborene – Regelung der Sozialversicherungsfrage.

Heute präsentiert sich uns die UNIVERSITAS als professionell agierender Berufsverband.

Zwar gibt es die gesetzliche Anerkennung unserer Berufe noch immer nicht, es liegt also nach wie vor an den Mitgliedern, mit ihrem professionellen Auftreten und ihrer qualitätvollen Leistung zum Ansehen des Berufs beizutragen. Auf einem gänzlich liberalisierten Dienstleistungsmarkt sind es diese Kriterien, die den Status einer Berufsgruppe prägen. Da die Bedeutung des Übersetzens und Dolmetschens und das Volumen der Aufträge und Einsätze in den letzten 50 Jahren aber enorm zugenommen haben, hat auch die breite Öffentlichkeit erkannt, dass Qualitätsarbeit nicht von Amateuren erbracht werden kann. Schwarze Schafe – bei Auftraggebern und Auftragnehmern – wird es natürlich immer geben.

Das Thema Sozialversicherung hat sich für die freiberuflich tätigen Kollegen von selbst geregelt. Auf der Suche nach neuen Einnahmequellen hat der Staat die „Neuen Selbständi-

gen“ erfunden, so dass den jungen Kollegen die Lösung ihrer Kranken- und Pensionsversicherungsanliegen abgenommen wurde. Für die mittlere Generation bringt die Übergangslösung aber ziemliche Härten.

Die universitäre Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern entwickelt sich ständig weiter. Hier ist es dem Verband vor allem ein Anliegen, dass die Erfordernisse der Praxis kontinuierlich in die Ausbildung einfließen und das Studienangebot nicht zur „l'art pour l'art“ wird. Dass gezielte Weiterbildung und lebenslanges Lernen eher von Berufsverbänden gefördert werden müssen, hat die UNIVERSITAS schon vor geraumer Zeit erkannt, die morgigen Workshops liefern den eindrucksvollen Beweis dafür.

Dank der von Stine Rudas-Quinton initiierten Änderung der Verbandsstatuten sorgt eine Personalrotation im Vorstand für neue Gesichter und neue Ideen. Gerade die letzte Wahl der Vorstandsmitglieder brachte einen Generationssprung. Wie ich im Rahmen der Vorbereitungen für unser Jubiläum feststellte konnte, ist die neue Mannschaft mit sehr viel Engagement dabei, an das Erreichte anzuknüpfen, ohne die neuen Herausforderungen zu übersehen. Und hat großen Spaß dabei – wie das „Pub-Quiz“ zeigt.

Dass die UNIVERSITAS heute nicht mehr nur Absolventenverein, sondern Berufsverband ist, verdankt sie den vielen Kolleginnen und Kollegen, die als freiwillige Helfer zu dieser Entwicklung beigetragen haben.

Ich wünsche der UNIVERSITAS, dass in den nächsten 50 Jahren ebenso viele Kolleginnen und Kollegen bereit sein werden, aus Freude am Beruf auch für den Berufsstand zu arbeiten.

Ad multos annos UNIVERSITAS, herzlichen Glückwunsch uns allen!

Translationswissenschaft und Translationspraxis

Fremde oder Verbündete?

Prof. Dr. Erich Prunč

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich danke Kollegen Pöchhacker für die Einführung, die mich zu einer Anekdote geradezu herausfordert. Als ich frisch gebackener Ordinarius war, nahm mich ein besorgter Kollege bei einer Sitzung zur Seite und sagte: „Herr Kollege, Sie werden doch jetzt wohl nicht mehr dolmetschen, wo sie Ordinarius sind.“ Daraufhin sah ich ihn etwas erstaunt an: „Ich werde aufhören, wenn ich meiner Kompetenz und meinen geistigen Fähigkeiten nicht mehr trauen werde. Aber Herr Kollege: können Sie mir einen Chirurgen nennen, der aufgehört hat zu operieren, als er Ordinarius wurde?“ Das war und ist auch schon ein wesentlicher Aspekt meines Einstiegs in die Translationswissenschaft.

Zunächst möchte ich mich herzlichst für die Einladung bedanken, hier sprechen zu dürfen. Es ist für mich wirklich eine große Ehre und Herausforderung, als kleiner Provinzler in der Haupt- und Weltstadt Wien tätig werden zu können und vielleicht auch einen Hauch von Süden, Wärme und Chaos mitzubringen. Ich möchte es auch nicht verabsäumen, der UNIVERSITAS herzlich zu ihrem Jubiläum zu gratulieren und ihr viel Erfolg für die weitere Tätigkeit zu wünschen. Da die Zeit drängt, möchte ich jedoch sofort in mein Thema „*Translationswissenschaft und Translationspraxis – Fremde oder Verbündete*“ einsteigen.

Ich werde versuchen, es in die Metapherngeschichte einer Beziehungskiste zu kleiden und ihr den Titel geben: „*Die unheimliche Schwierigkeit des Findens. Geschichte einer Beziehung in fünf Büchern.*“

Mein Basisdilemma dabei: Translationswissenschaft und -praxis sind zwei weibliche Substantiva. Deshalb müsste ich – den üblichen Regeln der Personifikation folgend – meine Liebes- und Leid-Geschichte eigentlich als homoerotische Beziehung gestalten. Das schien mir dann doch zu progressiv und gefährlich, und so habe ich mich schließlich für das klassische Beziehungsmuster entschieden.

Sehen wir uns einmal die Kontrahenten an und schlagen wir das **erste Buch** auf: „**Die Braut und ihr Gewerbe**“.

Darin befassen wir uns also mit der Braut und ihrem, angeblich zweitältesten, Gewerbe. Wir beginnen im ersten Kapitel den *Zoffs und Zores der Zunft*. Anders herum und wissenschaftlich gesprochen, mit dem Image der TranslatorInnen. Nun, wenn wir uns den gesellschaftlichen Status der TranslatorInnen ansehen, so können wir ihn grob als einen Status *zwischen Priester, Prinzen und Paria umschreiben*. Von den hochkarätigen Dolmetschern und Übersetzern in internationalen Organisationen, oder wenn wir zurück in die graue Vorzeit nach Mesopotamien und Ägypten blicken, wo offensichtlich Priester und Prinzen die Translatorenfunktion innehatten, hin bis zu den KaffeekochtranslatorInnen, die dienstbeflissen um ihre sprachunkundigen Chefs umherschusseln. Inhaltlich können wir das Image ansiedeln zwischen dem Image eines Fach-

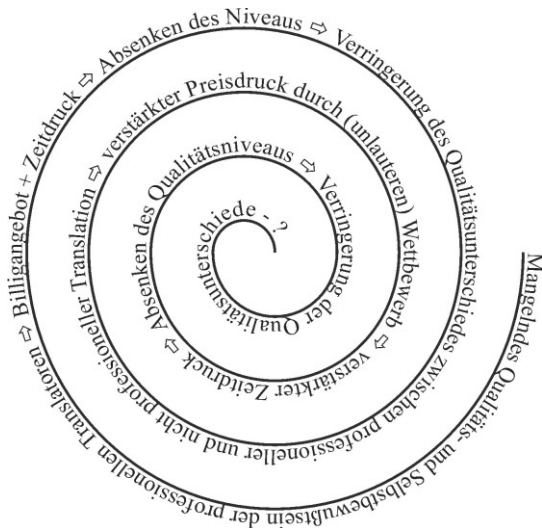
mannes/einer Fachfrau als *gatekeeper* der transkulturellen Kommunikation auf der einen, als subalternes fünftes Rad am Wagen auf der anderen Seite. Was ist der Grund dafür? Einer der Gründe ist sicher das öffentliche Bewusstsein. Noch immer wird – leider auch unter Wissenschaftlern aus Disziplinen, die es besser wissen müssten, wenn sie mit ihren eigenen Paradigmen ernst machen würden – translatorische Kompetenz einfach mit Fremdsprachenkompetenz gleichgesetzt. Also, man habe ein Wörterbuch, man kenne etwas Grammatik und man dolmetsche oder übersetze. Das ist allerdings nur der vordergründige Grund.

Die eigentlichen Gründe liegen etwas tiefer. Zunächst einmal gilt Translation als ein so genanntes Hintergrundphänomen. Im Prinzip nichts dagegen einzuwenden. Doch die Sache hat einen Haken. Hintergrundphänomene haben nämlich die komische Eigenschaft, dass sie nur wahrgenommen werden, wenn sie nicht funktionieren. So wird also Übersetzen und Dolmetschen nur dort wahrgenommen, wo TranslatorInnen auf die Nase fallen. Auch das hat natürlich seine amüsanten Seiten, vor allem für die Nicht-Betroffenen.

Der zweite tiefere Grund ist ein historischer. National und international ist – mit unterschiedlicher Intensität in einzelnen Epochen und Situationen – die Tendenz zur Anonymisierung der TranslatorInnen aufgrund der Repräsentationsansprüche der Textproduzenten festzustellen. Sie allein gelten – trotz des in der Literaturwissenschaft schon lange proklamierten Todes des Autors – als die Repräsentanten und befugten Interpreten ihrer Texte. Dem gegenüber steht auch die Tendenz zur Verschleierung der Translation aufgrund des Wahrheitsanspruches der (professionellen) Textinterpreten und des Aktualitätsanspruches der Medien, die sich ihre authentische und unmittelbare Tuchfühlung mit der Aktualität der „Events“ doch nicht durch TranslatorInnen vermiesen lassen wollen. Und vor allem wollen Exegeten und Textinterpreten – mögen sie nun Theologen, Parteiideologen, (vergleichende) Literaturwissenschaftler, Rechtsanwälte oder ähnlich heißen – die Interpretationsmonopole für sich allein beanspruchen und die TranslatorInnen an der Interpretation der Texte nicht teilhaben lassen. Es handelt sich also um die Koinzidenz der Interessen von Textproduzenten und Textinterpreten, die eine fast nicht zu durchbrechende Phalanx bilden. Beide, Textproduzenten und konkurrierende Textinterpreten, haben ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Fiktion der Identität zwischen Ausgangs- und Zieltext und somit der Konstruktion einer linearen, für sie kontrollierbaren Beziehung zwischen Ausgangs- und Zieltext.

Vielleicht zur Auflockerung: Die banalisierte Form dieses Interesses hat wohl schon jeder Dolmetscher, der etwa einen Toast oder sonst eine längere Textpassage gedolmetscht hat, erlebt, wenn besonders kritische Zuhörer versuchen, die Fremdwörter – das ist ja oft das einzige, das sie verstehen – aufzupicken und dann den Dolmetscher danach beurteilen, ob er wohl die selben Fremdwörter wie der Redner verwendet hat. Allerdings, und das sei hinzugefügt, die TranslatorInnen sind selbst nicht ganz unschuldig an diesem Negativimage. Erstens,

weil sie unreflektiert die interessensgenerierten Erwartungshaltungen von Textproduzenten und -interpreten sowie der sie vertretenden Institutionen übernehmen. Zweitens, weil sie darauf verzichten, eigene, individuelle, professionelle und gesellschaftliche Ressourcen zu mobilisieren. Drittens, weil sie das Negativimage der TranslatorInnen auch im persönlichen und kollektiven Habitus verinnerlicht haben. Weil sie sich also selbst als fünftes Rad am Wagen fühlen. Schließlich und endlich, weil sie sich auf die sogenannte Dumpingspirale einlassen:



Ausgelöst wird die Dumpingspirale durch die sprunghaft angestiegene Zahl von bilingualen – und leider auch semilingualen – Textproduzenten, die sich aus den verstärkten Migrationen infolge sozialer und politischer Umwälzungen und der innereuropäischen Bevölkerungsmobilität ergibt. Da für den Zugang zu translatorischen Berufen keinerlei Kompetenz- und Leistungskontrolle vorgesehen ist, drängen sie nicht selten mit unzureichenden Qualifikationen und meistens im Nebenerwerb auf den Translationsmarkt. Ein Überangebot an semi- und unprofessionellen translatorischen Leistungen ist die Folge. Dies hätte bei Vorliegen entsprechender Kriterien theoretisch zu einer qualitativen Selektion durch Wettbewerb und damit zu einer Qualitätsverbesserung führen müssen. Aufgrund des mangelnden Öffentlichkeitsbewusstseins von der Leistungsfähigkeit von Translation und des daraus resultierenden Fehlens an Qualitätskriterien bei den AuftraggeberInnen findet die Selektion nicht statt, und minderwertige Billigangebote beherrschen weiterhin den Markt. Durch (unlauteren) Wettbewerb wird der Preis- und damit der Zeitdruck verstärkt, da nun im gleichen Zeitraum mehr produziert werden muss, um zu einem zumutbaren Arbeitsentgelt zu kommen. Dies führt auch bei professionellen TranslatorInnen zur Produktion suboptimaler Translate, was wiederum den Markt für weitere suboptimale Angebote öffnet, da nun immer mehr TextproduzentInnen auch auf der Qualitätsebene konkurrenzfähig werden. Damit beginnt sich die Dumpingspirale bis zum beinahe totalen Image- und Qualitätsverlust der Translation und der TranslatorInnen zu drehen.

Zusammenfassend können wir die Imagebildung der TranslatorInnen mit folgenden Schlagwörtern zusammenfassen: TranslatorInnen werden lediglich als Geräusch im Kommunikationskanal empfunden, der gläserne Translator/die gläserne Translatorin gelten als Ideal. So werden die TranslatorInnen zu Unpersonen und Wichtigtuern degradiert, um schließlich mit dem Bannfluch des *traduttore – traditore* belegt zu werden. Dem zweiten Kapitel des ersten Buches habe ich den Titel *Die*

Gunst der Stunde gegeben. Wir wollen uns darin die gesellschaftliche Relevanz von Translation in der Welt von heute ansehen. Wir leben in der Zeit der Globalisierung, die die klassischen Koordinaten von Raum und Zeit mit einer exponentiell sich steigernden Geschwindigkeit schrumpfen lässt. In dieser ent-zeitlichten und ent-räumlichten globalen Nachbarschaft sind die Gesellschaften vor die Alternative gestellt, Konflikte und den „Krieg der Kulturen“ als „naturgegeben“ hinzunehmen oder den Dialog und die Kooperationen zu suchen. Dabei wird die internationale Informationsvernetzung zur ersten Maxime der internationalen Zusammenarbeit. Parallel dazu läuft ein Prozess, den ich als Entgrenzung der Kulturgrenzen bezeichnen möchte. Es gibt heute keine Großstadt mehr in Europa, wo die Prozentanteile anderskultureller Mitbürger unter der 20%-Marke läge. Das heißt, metaphorisch ausgedrückt, das Fremde begegnet auch dem Otto Normalbürger bereits vor der Wohnungstür.

Das Fremde, das Andere macht jedoch nicht vor der Wohnungstür halt, da wir ebenso in der Zeit des multimedialen Informationsverbundes leben, in dem nun auch die Grenze zwischen der Realität, wie sie ist oder wie sie sein könnte, und der fiktiven, von den Medien geschaffenen Realität unkontrollierbar verwischt wird. So sind wir mit dem Anderen und Fremden, sowohl dem von den Medien konstruierten als auch dem real existierenden, bereits in unseren vier Wänden, in unseren Wohn-, bei exzessiven Medienkonsumenten auch Schlafzimmern konfrontiert. In einer solchen raum-zeitlich geschrumpften und medialisierten Welt wird Translation als Informations-, Wissens- und Wertefilter zu einer zentralen und gesellschaftlich in höchstem Maße relevanten Tätigkeit. Sie dient dabei in doppelter Hinsicht als Medium der Repräsentation von Kulturen und der Vermittlung von Wertsystemen: als Innenrepräsentation fremder Kulturen in der eigenen, als Außenrepräsentation der eigenen in den fremden Kulturen. Kurzum, in der globalisierten Welt kann man mit Recht von einer Omnipräsenz der Translation sprechen. Um sich dieses Faktum zu vergegenwärtigen, braucht man vor dem geistigen Auge nur den Tagesablauf Revue passieren zu lassen und zu überlegen, bei welchen Texten, denen man begegnet, irgendwie und irgendwo in der Informations- und Semiosekette eine Translatorin/ein Translator mit im Spiel ist – von der Aufschrift auf der Zahnpastatube am frühen Morgen bis hin zu Untertitelung oder Synchronisation des Films am späten Abend.

Schlagen wir nun das **zweite Buch** auf, das den Titel „**Der Bräutigam, seine Geburt und seine Adoleszenz**“ führt. Das erste Kapitel versehe ich mit der Überschrift: *Die Geburt der Translationswissenschaft aus dem Geiste der Linguistik*. Die Geburtsstunde der Translationswissenschaft schlug, als die Maschinenübersetzung mit ihren glänzenden Misserfolgen auf die Unhaltbarkeit des Trivialmodells von Translation aufmerksam machte. Die in den 50er und 60er Jahren noch nicht erschütterte Technologiegläubigkeit, der technologische Glanz der Maschinenübersetzung, der Traum vom übersetzenden Computer, der in den Köpfen der Wissenschaftler und Politiker nistete, ließ keine Zweifel an der grundsätzlichen Tragfähigkeit des Konzeptes der Translation als Transkodierung aufkommen. Durch die Attraktivität der Maschinenübersetzung wurde der Blick auf die Realität der Humanübersetzung verstellt. Damit verbunden war, zweitens, auch die Dominanz der Systemlinguistik im akademischen Diskurs, die mit ihrer formalen Eleganz und logischen Stringenz bestach. Als drittes Element kam der unerschütterliche prämoderne Glaube an

eine objektive Widerspiegelung der Realität durch Sprache, an die Möglichkeit eines objektiven Zuganges zur Welt, an die reale Existenz eines sprach-, kultur- und gesellschaftsunabhängigen *tertium comparationis* hinzu.

In dieser Situation musste es geradezu zwingend zu einer Entwicklung kommen, die ich rückblickend als *Sündenfall der Translationswissenschaft* zu bezeichnen pflege. Die systeminhärente Konsequenz war nämlich, dass das Konstrukt des „idealen Translators“ und des „idealen kontextfreien Translats“, das aufgrund des Modells der Systemlinguistik gezeichnet wurde, ein idealtypisches Konstrukt bleiben musste, das im offensichtlichen Widerspruch zur Praxis stand. Durch dieses Modell wurden TranslatorInnen zu Marionetten sozialer Prozesse degradiert, denen kein Freiheits- und Entscheidungsraum zustand. Da die Translationswissenschaft zudem noch die dominanten europäischen Translationsnormen zur allgemeinen Norm erhob, sich in ihrer Präskriptivität als Schulmeisterin der TranslatorInnen gerierte und ihre Kreativität durch simplifizierende Lehr- und Leerformeln blockierte, war eine tiefgreifende Entfremdung zwischen Theorie und Praxis die Folge.

So schlagen wir das **dritte Buch** mit dem Titel „**Die Zwangsehe**“ auf. Es soll die Situation schildern, in der Translationswissenschaft und Translationspraxis in das Joch einer hassgel(i)ebten Beziehung gespannt wurden. Ich würde das erste und einzige Kapitel dieses Buches gerne mit *Was das Gesetz verbunden hat, sollten AkteurInnen nicht trennen* übertiteln. Es geht, Sie haben es erraten, um die Institutionalisierung der Translationswissenschaft an den (österreichischen) Universitäten.

Die Vorgeschichte beginnt, wenn wir kurz zurückblicken, mit der halbherzigen Akademisierung des Studiums durch die Studienreform 1972. Durch diese Reform wurde zwar vom Gesetzgeber ein akademisches Studium der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung geschaffen, eine akademische Infrastruktur aber, die dieses akademische Studium als wissenschaftsgeleitetes Studium abstützen könnte, wurde nicht einmal angedacht. Erst mehr als eineinhalb Jahrzehnte, also vier Absolventengenerationen später, kam es 1989 durch die Einrichtung von Lehrkanzeln an den drei österreichischen Instituten zur Institutionalisierung der Translationswissenschaft als akademischer Disziplin. Die Zeit zwischen 1972 und 1989 hat ein institutionelles Vakuum geschaffen, das mit seinem Trägheitsmoment bis heute nachwirkt. Die Translationswissenschaft war in dieser Zeit der Zwangsehe, um es auf den Punkt zu bringen, in der Realität der Institute eine formale Leitdisziplin ohne realen Leitcharakter. In den Übersetzungsübungen wurde das Meisterklassenprinzip gepflegt, und die Leitvorstellung der Translationsdidaktik erschöpfte sich in der möglichst interessanten Weitergabe der Tipps und Tricks erfahrener Praktiker. Dass eine solche Didaktik nur Vergangenes vermitteln und deshalb allein aufgrund der immer kürzer werdenden Halbwertszeiten des Wissens obsolet ist, weil sie nur für die Translationsmärkte von gestern und nicht für jene von morgen, in die die Absolventen eintreten werden, ausbilden kann, wurde gänzlich übersehen.

So begannen Translationswissenschaft und -praxis auch im institutionalisierten Bereich der Universitäten ein Eigenleben zu führen und quasi getrennt von Tisch und Bett nebeneinander zu existieren. Der Translationswissenschaft mag man dabei zugute halten, dass sie in der Zeit der zwangselhlichen Abstinenz ständig einen Zweifrontenkampf zu führen hatte. Sie musste die Emanzipations- und Abgrenzungstendenzen

vorantreiben, sich im akademischen Diskurs verorten, ihren Objektbereich definieren und von den Objektbereichen der Nachbardisziplinen abgrenzen. Dass sie dabei unter dem Legitimierungsdruck, dem sie ausgesetzt war, und in der Dialektik der Auseinandersetzung auch manchen Holzweg beschritt, scheint nur allzu verständlich. Zwei davon möchte ich – wiederum rückblickend – herausgreifen.

Der erste war wohl der, dass sie als präskriptive Translationswissenschaft nicht nur den Bereich der Normengebung usurpierte, sondern diesen Normen zudem eindeutig eurozentrische Konzepte von Translation unterlegte. Der zweite war wohl, dass die deklarierte Interdisziplinarität aufgrund der defensiven Haltung gegenüber den anderen Wissenschaften zu einem bloßen Methodenmix wurde. Wenn ich dies rückblickend feststelle, so will ich dadurch die Leistungen der Wissenschaftler, die sich der präskriptiven TLW verpflichtet fühlten, nicht besserwisserisch herabsetzen. Ich tue dies aus der tiefsten Überzeugung, dass Kritik und Selbstkritik den Motor der wissenschaftlichen Entwicklung darstellen und deshalb stets im wissenschaftlichen Diskurs präsent sein sollten.

Die zweite Front, mit der sich die Translationswissenschaft konfrontiert sah, war der zum Teil sachlich, zum Teil macht- und institutionspolitisch begründete Widerstand der so genannten Praktiker. Der Legitimierungsdruck, der dabei auf beiden Seiten lastete, führte nicht selten zu einer Eskalation des Diskurses, die damit endete, dass sich Translationswissenschaft und Translationspraxis gegenseitig die Kompetenz absprachen. Jenseits dieser dramatischen Zuspitzungen liefen Prozesse und wurden Zustände produziert, die wir schlagwortartig und deshalb vielleicht ein wenig verzerrend in folgender Mängelliste zusammenfassen können: mangelnde Konzepte und mangelnde Bereitschaft zur Implementierung der Translationswissenschaft in die didaktische Praxis sowie mangelnde Bereitschaft, die Paradigmenwechsel der Translationswissenschaft zur Kenntnis zu nehmen. Man hatte sozusagen die Ur- und Erstlingswerke gelesen, und wenn man dann Passagen fand, von denen man – manchmal zu Recht – sagen konnte, dass sie kaum mehr seien, als wissenschaftlich aufgemotzte translatorische Trivialitäten, fühlte man sich in der Abwehrhaltung bestätigt: man brauche – so dachte und argumentierte man – die anderen gar nicht zu lesen, weil sei ja sowieso nur fad seien.

Vor allem fehlte aber die Einsicht, dass die Komplexität einer Wissenschaft von der Komplexität des Objektbereiches bestimmt wird. Und statt zu erkennen, dass die Komplexität des translatorischen Handelns, mit dem die Translationswissenschaft konfrontiert ist, eigentlich eine Auszeichnung des eigenen Handlungsfeldes ist, aus der man – wie ich noch zeigen werde – wesentliche Argumente für die eigene Positionierung ableiten könnte, war man eher dazu geneigt, ein schiefes Image der Translationswissenschaft aufzubauen. Man warf ihr Abgehobenheit, Abstraktheit und Esoterik vor, oder man stellte sie, wie es Hans Höning einmal sehr schön als „Catch 22 der Translationswissenschaft“ formulierte, vor das Dilemma: „*Entweder, sie [=die Translationswissenschaft] ist dem Laien sofort verständlich – dann nimmt man sie nicht ernst. Oder sie wirkt unverständlich – dann nimmt man sie erst recht nicht ernst.*“

So wurde anstelle eines vielleicht angebrachten *Quo vadis Translationswissenschaft* lediglich die rhetorische Frage „*Cui bono?*“ gestellt, deren manchmal diskret im Subtext versteckte, manchmal auch offen ausgesprochene Botschaft lautete: „Translationswissenschaft – NEIN DANKE!“

Damit sind wir beim **vierten Buch** angelangt, das den Titel führt: „**Von der Zwangsehe zur Vernunftsehe**“. Das erste Kapitel dieses Buches lautet: „*Die Lehr- und die Wanderjahre der Translationswissenschaft*“. Die Translationswissenschaft hat sich, Gott sei Dank, von den anfänglichen präskriptiven und äquivalenzfixierten Konzepten weiterentwickelt. Sie hat in der kurzen Zeit ihrer Entwicklung mehrfach die Paradigmen gewechselt. Der rasche Paradigmenwechsel resultiert vor allem daraus, dass sie als junge Wissenschaft gleichsam im Zeitraffer die Entwicklungsstufen durchlaufen musste. Deshalb sind die Zeitspannen zwischen den Paradigmenwechseln in der Translationswissenschaft fast in Jahren zu messen, während sie in etablierten und auf eine reiche Tradition zurückblickenden Wissenschaften in Jahrzehnten zu messen sind. Aufgrund des Zeitmangels kann ich die einzelnen Paradigmenwechsel nur kurz anreißen: der Ersatz systemlinguistischer durch textlinguistische Zugänge, die Integration der Handlungstheorie (Skopostheorie), die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Literaturwissenschaft in den *Descriptive Translation Studies* und die kritische Befruchtung durch die Dekonstruktion, die sogenannte kognitive Wende und die kulturelle Wende. Seit dem Ende der 1990er Jahre können wir, so meine ich, bereits von einer neuen, nämlich der sozialen Wende der Translationswissenschaft sprechen.

In der letzten Periode der Zwangsehe begannen auch einige sanfte Keime der Kooperation zwischen der Translationswissenschaft und der -praxis zu sprießen, die ich der o.a. Mängeliste entgegensetzen will. Die erste Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis, die Translationsdidaktik, begann an Konturen zu gewinnen, sich als eigene Subdisziplin zu etablieren und die Implementierung translationswissenschaftlicher Erkenntnisse in die Ausbildung voranzutreiben. Ein zweites Beispiel der Zusammenarbeit zwischen Translationspraxis und -theorie stellte auch die gesamtösterreichische Diskussion der Studienpläne in den 1990er Jahren dar. Allerdings kam es aufgrund unterschiedlicher Reaktionen auf den so genannten Bologna-Prozess leider zu einer – hoffentlich vorübergehenden – Unterbrechung. So ist diese Diskussion faktisch auf dem Stand 2001 eingefroren.

Das wichtigste Ereignis und gleichzeitig das Vorzeigeprojekt der sanften Kooperation zwischen Wissenschaft und Praxis ist für mich die gemeinsame Entwicklung der ÖNORMen zum Übersetzen und Dolmetschen. Hier fand in der Tat ein fruchtbarer Dialog zwischen beiden PartnerInnen statt. So glaube ich, dass wir heute wirklich mit Stolz sagen können, dass die ÖNORM eine moderne, wenn nicht gar die modernste Norm zum Übersetzen und Dolmetschen ist. Weil sie unter Anwendung eines ganzheitlichen Konzeptes der Translationskultur, auf die ich später noch eingehen werde, die Mitwirkung der AuftraggeberInnen am Translationsprozess einfordert, die Qualitätskriterien dynamisiert und Tätigkeiten wie *Machbarkeitsstudien, Lokalisierung und Internationalisierung* vorsieht, nach denen man in anderen Translationsnormen vergeblich sucht.

Dem zweiten Unterkapitel würde ich gerne den Titel „*Die Frucht vom Baum der Erkenntnis*“ geben. Gemeint sind damit natürlich die Erkenntnisse einer postmodernen Translationswissenschaft, deren Entwicklungslinien ich bereits kurz angerissen habe. Der gemeinsame Nenner oder der rote Faden dieser Entwicklung ist, dass immer deutlicher die kognitive und kulturelle Bedingtheit aller Beteiligten im transkulturellen Kommunikationsprozess erkannt wurde. Ich betone: aller Beteiligten, das

heißt auch der TranslatorInnen und Translatoren, nicht nur der TextproduzentInnen und -rezipientInnen. Die TranslatorInnen als eigenverantwortlich handelnde, kreative und soziale Wesen, die zum Teil bereits in der kulturellen und kognitiven Wende sichtbar wurden, rücken nun vollends ins Zentrum der Translationswissenschaft. Das ist auch das Wesen der sich abzeichnenden sozialen Wende, seit der vor allem das soziale Feld der transkulturellen Kommunikation modelliert und untersucht wird. Der postmoderne Diskurs über Texte und Sinnwelten, den die Translationswissenschaft mit einer leichten zeitlichen Verschiebung gemeinsam mit anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen führt, hat zu einer Erkenntnis geführt, die ich als *Verlust der Unschuld der TranslatorInnen* bezeichnen und im zweiten Kapitel behandeln möchte.

Die Kernthese dieser Position: Treue und Äquivalenz erweisen sich als Illusion. Erstens, weil es die Asymmetrie der Sprachen und die Asymmetrie der Kulturen gibt, und schließlich und endlich, weil uns in der Postmoderne das *tertium comparationis* abhanden gekommen ist. Weil wir eben im postmodernen Diskurs nicht mehr einen naiven und unmittelbaren Realitätsbezug annehmen können, sondern annehmen müssen, dass auch das, was wir als Realitätsbezug wahrzunehmen glauben, ein soziokognitives Konstrukt ist, das von Gemeinschaft zu Gemeinschaft unterschiedlich ist. An die Stelle der Identität zwischen Ausgangs- und Zieltext tritt der Prozess der interessens- und machtleitenden kognitiven, kulturellen und sozialen Kompatibilitätsstiftung zwischen den Sinnwelten der Kommunikationspartner. Aus dieser Sicht wird auch Translation zu einem kulturellen Konstrukt, das die Interessen und Machtverhältnisse konkreter transkultureller Kommunikationssituationen widerspiegelt. Aus der postmodernen Perspektive wird das sogenannte Objektivitätsversprechen, das wir in den **Codes of ethics** noch überall finden, zu einem in dieser naiven Form nicht einhaltbaren Versprechen. Denn jede Translation impliziert Wertentscheidungen¹ (Es ist zwar heute ein bisschen gefährlich geworden, von Werten zu sprechen, weil die Diskussion um values im jüngsten US-amerikanischen Kontext einen konservativen, und – wenn man ein wenig auf den Busch klopft – auch einen leicht komischen Subtext bekommen hat. Trotzdem sollte man, so glaube ich, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Wertentscheidungen sind nach wie vor unverzichtbar und ein nicht wegzudiskutierender Bestandteil jedes translatorischen Handelns). Es wird in der nächsten Zeit unsere Aufgabe sein, das Bewusstsein zu schärfen, dass Zieltexte keine einfachen Abbildungen von Ausgangstexten sind oder sein können, und die Translatoren und Translatorinnen im Interaktionsprozess adäquat zu positionieren, um ihnen im Rahmen einer ganzheitlichen und realistischen Translationsethik auch entsprechende Entscheidungsparameter anbieten zu können.

Damit sind wir beim **fünften Buch** mit dem Titel „**Von der Vernunftsehe zur Partnerschaft**“ angelangt. Ich glaube, der Weg von der Zwangs- zur Vernunftsehe wäre in manchen Kontexten schon ein guter, respektabler und lebbarer Fortschritt. Wir sollten jedoch auch die Phantasie aufbringen, die Möglichkeiten einer echten Partnerschaft auszuloten. Schauen wir uns also im ersten Kapitel die *gesellschaftlichen Grundlagen der Partnerschaft*, ihre Rahmenbedingungen und Auswirkungen an. Als kulturelles Konstrukt ist natürlich Translation, wie

¹Diese Feststellung wurde, wie die Diskussion zeigte, als Aufforderung zur Manipulation missverstanden. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Sie schließt nämlich die Forderung nach einem sensiblen und ethisch fundierten Umgang mit dem manipulativen Potential der Translation ein.

schon angedeutet, ein entscheidendes Konstruktionselement von Kultur. Dazu nur ein Beispiel: Was Sie über Weltliteratur wissen, das Bild, das Sie von einzelnen AutorInnen haben, wurde weitgehend mit Hilfe von Translation konstruiert. Denn Sie haben in der Regel – außer sie wären ein Genie und sprächen alle Sprachen dieser Welt – keinen anderen Zugang als durch Translation. Und wenn Goethes *Wanderers Nachtlied* ins Japanische übersetzt wurde und dann anhand der Rückübersetzung aus dem Japanischen festgestellt werden muss, dass durch typisch zielkulturelle Elemente ein völlig anderes Bild konstruiert wurde, so kann man sich aus einer normativen eurozentrischen Sicht darüber zwar lustig machen, man muss aber dennoch zur Kenntnis nehmen, dass die japanischen Leser Goethe in eben dieser Form kennen gelernt haben, weshalb Goethe für die Angehörigen der japanischen Kultur nur jener Goethe sein kann, der durch Übersetzungen konstruiert wurde.

Seit der Aufklärung haben wir gelernt, an ewigen Wahrheiten zu zweifeln. Wir wissen zwar theoretisch, daß es keine ewigen Wahrheiten gibt, sondern dass jede Wahrheit ein menschliches und von der Kultur vorgeprägtes Antlitz hat, doch neigen wir aus Bequemlichkeit oder aus mangelndem Problembewusstsein dazu, dieses Faktum im Diskurs um Translation zu vergessen und unsere eigenen Weltbilder und Sinnwelten zu verabsolutieren. In einem anthropozentrischen Weltbild sind weder Wahrheiten noch ihre Konstruktionsprinzipien von Gott gegeben und absolut, sie sind vielmehr das Resultat eines gesellschaftlichen Lernprozesses. In einem ersten Schritt sollten wir also die Konstruktionsprinzipien aushandeln. In einer postmodernen konfliktträchtigen und polykulturellen Welt bleibt uns – und das werde ich nicht müde zu betonen – wohl keine andere Wahl, als den Konsens darüber zu finden, dass die Konsensualität das erste und wesentliche Konstruktionsprinzip ist. Das ist natürlich bereits eine erste konsensuelle Wertentscheidung, von der wir alle übrigen Lösungsansätze ableiten können.

Wo und wie findet dieser Konsensstiftungsprozess statt? Zunächst möchte ich einem Missverständnis vorbeugen: Konsensstiftung heisst nicht Konfliktfreiheit, nicht aprioristischer Verzicht auf eigene Positionen und Machtpotentiale. Sie schließt jedoch gleichzeitig die gesellschaftsunabhängige Verabsolutierung der interagierenden Sinnwelten aus. Das klingt jetzt sehr abstrakt, tut mir Leid, aber eine kleine Brise von Abstraktheit mute ich Ihnen, da ich Sie nicht unterfordern will, durchaus zu. Jede transkulturelle Kommunikation findet, halte ich weiters fest, in einem jeweils konkreten sozialen Raum statt. Ich will nun versuchen, diesen sozialen Raum im Sinne des französischen Soziologen Pierre Bourdieu als Feld zu konzipieren, in welchem alle Individuen und Gruppen, die an einem gesellschaftlichen Prozess mitwirken – ich werde sie als Aktantinnen und Aktanten bezeichnen – das Spiel um ihre Positionen, d.h. um die Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse spielen. Den Einsatz, mit dem sie in dieses gesellschaftliche Kraftfeld eintreten, werde ich mit Bourdieu als Kapital bezeichnen. Unter Kapital sind also alle materiellen und geistigen Ressourcen, die ein Individuum, eine Gruppe oder eine Institution erwerben und/oder besitzen kann, zu verstehen. Somit repräsentiert das Kapital die verfügbaren Ressourcen des jeweiligen Mitspielers. Es gibt nun unterschiedliche Formen dieses Kapitals: das ökonomische, das soziale, das kulturelle und das symbolische Kapital.

Das **ökonomische Kapital** ist uns allen sehr wohl bekannt, obwohl wir es vielleicht nicht im erwünschten Maße haben. Es

besteht aus materiellen und immateriellen Gütern, die einen ökonomischen Wert repräsentieren. Das Zuordnungskriterium ist, dass sie in Geld konvertierbar sowie durch Kauf oder Tausch erwerbbar sind. Die für TranslatorInnen wesentlich interessantere Form des Kapitals ist das **Sozialkapital**. Unter Sozialkapital verstehen wir die Handlungsressourcen, die ein Aktant, eine Aktantin aus der Teilhabe an mehr oder minder dauerhaften, meist auch institutionalisierten Beziehungen (Familie, Freundschaften, Gesellschaften, Vereine etc., in unserem Kontext besonders wichtig: Berufsorganisationen und Gewerkschaften) schöpfen kann. Dieses Sozialkapital wird durch Beziehungsarbeit konstituiert und ergibt sich aus der gegenseitigen Anerkennung durch Austauschakte, wobei Solidarität und Loyalität als wesentliche Triebfedern bei der Konstituierung des Sozialkapitals gelten.

Die für TranslatorInnen vordergründig wohl wichtigste Form ist das **Kulturkapital**. Es besteht aus allen Handlungs- und Verfügungsressourcen, die aus Wissen, Bildung, Kreativität und Kunstfertigkeit resultieren. Dieses Kulturkapital kann in verschiedenen Formen oder Modi auftreten: es kann *objektiviert, institutionalisiert und inkorporiert* sein. In objektivierter Form scheint das Kulturkapital als Artefakt, z.B. als Kunstobjekt oder Text auf. Indem Sie Texte produzieren, produzieren sie objektiviertes Kulturkapital. Objektiviertes Kulturkapital liegt auch dann vor, wenn an einem solchen Artefakt juristisches Eigentum erworben wird, zum Beispiel aufgrund von Urheberrecht. Das Kulturkapital kann auch institutionalisiert sein, wenn es durch erworbene Bildungstitel und Zertifikate konstituiert wird. Das Schöne und Interessante für unser Thema des Zusammenspiels von Wissenschaft und Praxis in den universitären Institutionen ist, dass der Wert des institutionalisierten Kapitals nicht von der Arbeit desjenigen abhängt, der es erworben hat, sondern vom Status der Institution, die ihm dieses Kapital zugeschrieben hat. Ist das institutionelle Kulturkapital einmal erworben, wird es in der Regel nicht mehr in Frage gestellt. Wenn Sie also ein Zertifikat haben, dann haben Sie es eben. Die negative Seite für die Qualität des Berufslebens dabei ist, dass auch nicht weiter gefragt wird, ob der jeweilige Kapitalinhaber/die jeweilige Kapitalinhaberin die zertifizierten Kompetenzen auch besitzt und weiterpflegt. Es liegt somit an den Berufsorganisationen, ein System von institutionalisiertem Kulturkapital für TranslatorInnen vorzusehen, das eine solche berufsrelevante Fort- und Weiterbildung sichert. Der für Sie relevanteste Modus des Kulturkapitals ist schließlich das inkorporierte Kulturkapital, das ist also jenes Kapital, das jeder Aktant/jede Aktantin als Fähigkeiten, Fertigkeiten und Dispositionen in sich trägt, und das er/sie als Leistung an Dritte anbieten und dadurch wieder zu ökonomischem Kapital machen kann.

Das „Überdrüberkapital“ ist das **symbolische Kapital**. Jede der genannten drei Formen des Kapitals kann mit Bezug auf das jeweilige Wertesystem einer Gesellschaft in symbolisches Kapital transformiert werden. Die Wertigkeit des symbolischen Kapitals wird also durch den Stellenwert im jeweiligen Wertesystem bestimmt. Wenn ich unter Leuten bin, die nach Geld stinken und den Wert der anderen nach der Höhe des Bankkontos messen, wird das ökonomische Kapital zum symbolischen Kapital. Handle ich aber zum Beispiel im Feld des literarischen Übersetzens, in dem ästhetische Werte hoch oben in der Wertehierarchie stehen, wird jede translatorische Handlung, die ästhetische Werte konstituiert oder repräsentiert, zum symbolischen Kapital.

Ich fasse zusammen: Jedes Kapital kann durch Aktivierung von Wertesystemen zu symbolischem Kapital aufgewertet werden, und je größer das symbolische Kapital ist, über das ein Individuum oder eine Gruppe verfügt, umso mehr Chancen hat er/sie, sich im jeweiligen sozialen Kräftefeld durchzusetzen und sein (Macht-)Spiel zu spielen. Dies gilt natürlich sowohl für TranslatorInnen als Individuen, als auch für Netzwerke wie die berufsständische Vertretung und den Berufsstand als solchen.

Das war ein kleiner Exkurs in die Theorie, den ich noch durch zwei kleine und ergänzende Präzisierungen abrunden möchte. Erste Präzisierung: Jeder Aktant ist zwar in seine sozialen Felder eingebunden, doch kann seine Aktantenfunktion auch stellvertretend von anderen Personen, Personengruppen oder Institutionen wahrgenommen werden. Ich werde diese im Folgenden als AgentInnen und Agenturen bezeichnen. Unter AgentInnen sind also nicht Frauen *à la carte* vernaschende Mischungen aus Potenzprotz und Charmebombe wie der Agent seiner Majestät zu verstehen, sondern Personen, die professionell die Interessen anderer wahrnehmen, während unter Agenturen Institutionen zu verstehen sind, die diese Stellvertretungsfunktion ausüben. Leider lässt es die Zeit nicht zu, auf die berühmten Stellvertretungsagenturen für die AutorInnen, das Publikum usw. einzugehen, weshalb es vielleicht interessant wäre, diesen Aspekt in der Diskussion zu vertiefen. Zweite Präzisierung: Die in anderen Feldern, in unserem Fall außerhalb des Feldes der transkulturellen Kommunikation, gewonnenen Formen des Kapitals können in das eigene Feld eingebracht und hier valorisiert werden.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir uns das Handlungsfeld der Translation und im weiteren Sinne der transkulturellen Kommunikation näher ansehen. Dabei stoßen wir zunächst einmal auf Abgrenzungsprobleme. Ich habe bereits einleitend festgestellt, dass es keine klaren Grenzen zwischen Sprach- und Kulturräumen mehr gibt. Einander bereits überlappende Sprach- und Kulturräume werden zudem durch andere Modi der sozialen Organisationen wie etwa Staaten, Staatengemeinschaften, Religionen und Religionsgemeinschaften überformt. Dadurch kommt es auch zu einer Überlagerung von Wertesystemen und Leitvorstellungen im Rahmen der transkulturellen Kommunikation. Auch die Grenzen zwischen Translation als Textmanipulation im engeren Sinne und den übrigen Formen des Kultur- und Wissenstransfers sind in Bewegung geraten. Das Entscheidende dabei ist, dass die Binnendifferenzierung und die Arbeitsteilung innerhalb des Feldes der transkulturellen Kommunikation offensichtlich kulturspezifisch und ressourcenabhängig ist. In einer „kleinen“ Kultur etwa, die über geringe institutionelle und materielle Ressourcen für die inter- und transkulturelle Kommunikation verfügt, wird die Differenzierung schwach ausgeprägt sein, weshalb Berufsleitbilder von Allroundern vorherrschen, die ein breites Spektrum, das vom kulturellen Lobbying über die Mediation bis zu spezifischen Leistungen wie Übersetzen und Dolmetschen reicht, abdecken. Sind hingegen für den inter- und transkulturellen Kontakt ausreichend Ressourcen vorhanden, wird eine entsprechende Differenzierung vorangetrieben. Einen eigenen Problemkreis für die Modellierung des Berufsfeldes der Translation stellt schließlich und endlich auch das bereits angesprochene Faktum des unkontrollierten Zuganges zu einzelnen translatorischen Berufsfeldern dar.

Vor diesem Hintergrund lade ich Sie im zweiten Kapitel des fünften Buches dazu ein, ein Gemeinschaftsprojekt zu entwickeln, dem wir den Namen *Konstruktion der Translationskultur*

geben wollen. Wie es sich für einen rechtschaffenen deutschsprachigen Wissenschaftler geziemt, werde ich kulturspezifisch vorgehen, und mit einer Definition beginnen. Was ist also Translationskultur? Translationskultur ist, so lautet die Definition, das selbstreferentielle, das heißt sich auf sich selbst beziehende und selbstregulierende Subsystem einer Kultur, das sich auf das Handlungsfeld Translation bezieht und sich historisch aus der dialektischen Beziehung zwischen der Translationspraxis und ihrem gesellschaftlichen Umfeld entwickelt hat. Das klingt nun wieder ein wenig abstrakt, aber so ganz ohne Abstraktionen geht es in der Wissenschaft eben auch nicht ab. Wie, so lautet nun die zweite Frage, wird Translationskultur als gesellschaftliches Konstrukt konfiguriert? Die Antwort scheint auf den ersten Blick trivial: durch ein Set gesellschaftlich gesteuerter und steuerbarer translationsrelevanter Normen, Konventionen und Erwartungshaltungen. Die Konsequenzen sind jedoch gravierend: Es gibt *a priori* keine richtige oder falsche Translation, kein richtiges oder falsches Übersetzen und/oder Dolmetschen. Was richtige und was falsche Translation ist, wird vielmehr durch gesellschaftsspezifische Normen oder durch Konventionen festgelegt. Normen und Konventionen sind dabei grundsätzlich arbiträr, das heißt, beliebig festlegbar und vereinbar. Sie stehen allerdings in einer Korrelation, nicht jedoch in einem stringenten Abhängigkeitsverhältnis zu den Wertesystemen, die in einer Gesellschaft präsent sind, weshalb diese Wertesysteme auch integraler Bestandteil der Translationskultur sind. Das dritte Element der Translationskultur sind die habitualisierten Verhaltensmuster, die sich aufgrund der wiederholten Interaktionen zwischen den AktantInnen herausgebildet haben. Sie prägen das aktuelle Verhalten der AktantInnen vor und strukturieren so ihrerseits die Struktur des Feldes. Am Habitus ist ablesbar, welches Verhalten in einer bestimmten Translationskultur als „normal“ und „erwartet“, und welches als davon abweichend und dissident zu gelten hat. Dabei geht es nicht nur um den Habitus der TranslatorInnen, sondern – wie bereits bei den Erwartungshaltungen und Wertesystemen – um die (Prä-)Dispositionen aller HandlungspartnerInnen, ihrer AgentInnen und Agenturen, die in der jeweiligen Kultur aktuell oder potentiell an Translationsprozessen beteiligt sind.

Die KontrahentInnen, zwischen denen die Translationskultur ausgehandelt wird, sind demnach im Regelfall einer relativ differenzierten transkulturellen Kommunikation –

- die AutorInnen,
- die InitiatorInnen,
- die TranslatorInnen und
- die AdressatInnen

sowie deren AgentInnen und Agenturen. Die Dynamik des Aushandelns besteht darin, dass dieser Aushandlungsprozess von den Interessen und der Macht, die eigenen Interessen durchzusetzen, gesteuert wird.

Nach diesem generellen Befund will ich in einem zweiten Schritt versuchen, die Konstruktionsprinzipien einer aktuellen Translationskultur zu entfalten. Da natürlich auch die Konstruktionsprinzipien von den gesellschaftlich etablierten Wertesystemen abhängig sind, gibt es, je nach Zeit und Gesellschaft, unterschiedliche Ausprägungsformen. In einer groben Typologie können wir aus der historischen Perspektive zwischen theozentrischen und anthropozentrischen Translationskulturen unterscheiden, innerhalb der letzteren wiederum

- autoritäre, d.h. feldextern, von einer übergeordneten ideologisch oder politisch definierten Macht gesteuerte Translationskulturen,

- autorenzentrierte Translationskulturen,
- adressatenzentrierte Translationskulturen und schließlich
- demokratische Translationskulturen.

Das gemeinsame Ziel unseres Projektes soll es nun sein, die Leitprinzipien einer demokratischen Translationskultur zu entwickeln, einer Translationskultur also, die mit demokratischen Gesellschaften und ihren Wertesystemen kompatibel wäre. Als Konstruktionsprinzipien bieten sich dabei die Maximen

- der *Kooperativität*,
- der *Loyalität*,
- der *Transparenz* und
- der *Ökologizität*

an, nach denen die Konsensbildungsprozesse im Interesse der Gesellschaften und der TranslatorInnen optimiert werden können.

Das erste Konstruktionsprinzip ist also jenes der **Kooperativität**. Wir wissen heute, dass Translation in der modernen Kommunikations- und Mediengesellschaft ein so komplexer Prozess geworden ist, dass eine funktionale Arbeitsteilung unabdingbar ist. Durch Kooperation wird die Arbeitsteilung überhaupt sinnvoll, wobei die auftretenden Koordinationsprobleme durch funktionale Konventionen zu lösen sind. Das zweite Prinzip ist ein ethisches und wurde von Christiane Nord in den translationswissenschaftlichen Diskurs eingeführt: das Prinzip der **Loyalität**. Allerdings greift das von Nord vorgesehene Prinzip der Loyalität zu Autor, Auftraggeber und Adressaten zu kurz, weil ihm das moralische Korrektiv der TranslatorInnen als ethisch handelnden und integralen Persönlichkeiten fehlt. Deshalb möchte ich das unidirektionale Konzept der Loyalität der TranslatorInnen zu den anderen HandlungspartnerInnen konzeptuell durch die ethische Verpflichtung zur reziproken vierfachen Loyalität, konkret, zur gegenseitigen Loyalität aller Handlungspartner ersetzen. Alle AktantInnen und nicht nur die TranslatorInnen haben in einem demokratischen System die Bereitschaft aufzubringen, die Interessen der jeweils anderen Handlungspartner zur Kenntnis zu nehmen, zu reflektieren und angemessen darauf zu reagieren. Das heißt allerdings nicht, dass sie sich den jeweils anderen Interessen von vornherein zu beugen hätten. Aber sie müssen sie zur Kenntnis nehmen, um allen Beteiligten eine faire Chance einzuräumen, ihre Interessen durchzusetzen.

Das dritte Prinzip ist jenes der **Transparenz**. Die wesentliche Funktion der Transparenz ist, dass sie vertrauensbildend wirkt, d.h., dass sie allen Beteiligten das Gefühl vermittelt, vor Überverteilung geschützt zu sein, da der Entscheidungsprozess jederzeit intersubjektiv überprüfbar ist. Aufgrund des Prinzips der Transparenz ist nämlich die jeweils ausgehandelte Zielvorgabe einer Translation offen zu deklarieren. Diese Deklarationspflicht ist im Übrigen bereits in der ÖNORM „Übersetzen“ *in nuce* verankert, obwohl es im Aushandlungsprozess dieser Norm aufgrund des Widerstandes der AuftraggeberInnen nicht möglich war, sie in vollem Umfang in die Norm aufzunehmen. Dem Prinzip der Transparenz entspricht auch die obligatorische Nennung des Namens des Translators/der Translatorin, mit dem durchaus erwünschten Nebeneffekt, dass dadurch auch die Sichtbarkeit der TranslatorInnen gefördert wird. Und schließlich das vierte Prinzip: die **Ökologizität**. Der sparsame Umgang mit Ressourcen, d.h. die Verwirklichung des bereits von Jiri Levy angesprochenen MINIMAX-Prinzips (= maximaler Effekt mit minimalem Ressourceneinsatz) ist eine wesentliche Handlungsmaxime translatorischen Handelns. Sie steuert z.B. den Umfang und die Tiefe der

notwendigen Recherche und der terminologischen und stilistischen Perfektionierung des Zieltextes². So scheint es sicherlich nicht sinnvoll und vertrauensbildend, den AuftraggeberInnen ein „perfektes“ (und deshalb teures), in der konkreten transkulturellen Kommunikationssituation jedoch dysfunktionales Produkt aufzuschwatzen, wenn das gesetzte Ziel auch mit einer weniger „perfekten“, dafür aber ressourcensparenden Realisierung erzielt werden kann. Das Prinzip der sozialen Verträglichkeit und der Vernetzung, d.h., der multiperspektivischen Berücksichtigung korrelierender oder interdependenter Faktoren, kann ich in diesem Zusammenhang nur cursorisch erwähnen. Was mir jedoch besonders wichtig scheint, ist das Prinzip der Nachhaltigkeit, das heißt der Berücksichtigung der vorhersehbaren langfristigen gesellschaftlichen und kulturellen Auswirkungen des translatorischen Handelns auf die Ausgangs- und die Zielkultur im Allgemeinen und die Translationskultur im Besonderen.

Ich fasse das Gesagte noch einmal zusammen: Alle Akteure und Akteurinnen sowie deren AgentInnen und Agenturen sind in einer demokratischen Translationskultur gleichermaßen in die Pflicht genommen und verantwortlich für

- die Gestaltung der Normen und Konventionen,
- die konkreten Rahmenbedingungen des translatorischen Handelns,
- das aktuelle Funktionieren der Translation und
- die nachhaltigen gesellschaftlichen und kulturellen Auswirkungen der vereinbarten Formen der transkulturellen Kommunikation.

Im zweiten Kapitel will ich nun, auf diesen Grundlagen aufbauend, das Konzept für eine mögliche *partnerschaftliche Rollenverteilung* entwickeln.

Welche Rolle kommt den TranslatorInnen und der Berufsvertretung als Agentur translatorischer Interessen bei der Konstruktion einer demokratischen Translationskultur zu? Erstens, die bewusste Mitwirkung am Reflexionsprozess über Translation sowie am Prozess der Aushandlung von Translationsnormen. Diese Rolle wurde von der UNIVERSITAS bei der Mitgestaltung der ÖNORM erfolgreich wahrgenommen. Darüber hinaus sollten TranslatorInnen gegebenenfalls auch den Mut zu nonkonformistischem, das heißt normenwidrigem und disidentem Verhalten haben. Dadurch können neue Möglichkeiten und Formen der Translation ausgelotet und Dynamik in die Entwicklung der Translationskulturen gebracht werden. Denn das häretische Verhalten von heute ist unter Umständen die Norm von morgen. Die Rolle der TranslatorInnen könnte weiters darin bestehen, sich für den Aushandlungsprozess zu rüsten, indem sie im eigenen und im Interesse des Berufsstandes möglichst viel an symbolischem Kapital akkumulieren. Indem sie zum Beispiel nicht nur hochwertige Artefakte (Texte) produzieren, sondern auch ihre Rolle im Prozess der Aushandlung von Zielvorgaben und im Translationsprozess selbst sichtbar machen, wie etwa durch die bereits erwähnte Namensnennung und die Deklaration der Zielvorgabe. Und schließlich und endlich sollten TranslatorInnen versuchen, durch Solidarität mit den übrigen TranslatorInnen und Loyalität gegenüber dem Berufsstand und der Standesvertretung möglichst viel Sozialkapital zu akkumulieren.

²Nach dem Prinzip der Ökologizität können auch objektiv suboptimale Produkte in einer bestimmten Situation als ökologisch optimale Lösung angeboten werden, wofür ich den Terminus der kalkulierten Suboptimalität vorgeschlagen habe.

Was ist dabei die Rolle der Translationswissenschaft? Nun, die Rolle der Translationswissenschaft muss in erster Linie darin bestehen, die historischen und aktuellen Translationskulturen zu beschreiben. Das ist ihr primärer wissenschaftlicher Auftrag. Also zu beobachten, was in der Vergangenheit im Feld der transkulturellen Kommunikation passiert ist und was heute passiert. Auf diesen Erkenntnissen können – das ist jedoch nicht mehr allein ihre Aufgabe – Handlungsanweisungen für konformes und nonkonformes Verhalten abgeleitet werden. Vor allem aber ist die Translationswissenschaft, weil sie ja die Gesetzmäßigkeiten der Translationskulturen studiert, imstande, prospektiv auch mögliche und künftige Translationskulturen zu konstruieren bzw. ihre Gesetzmäßigkeiten zunächst spekulativ auszuloten. In diesem Bereich war vor allem die Translationsdidaktik in der Vergangenheit manchmal säumig. Denken Sie nur an die Entwicklung im Bereich der Lokalisierung, die von der Translationsdidaktik zunächst einmal verschlafen wurde, obwohl ihr eine zu Ende gedachte Skopostheorie und das Konzept des translatorischen Handelns ausreichend Anhaltspunkte gegeben hätte, um diesen boomenden Bereich des translatorischen Handelns in die primären Berufsfelder von TranslatorInnen einzubeziehen. Um ähnliche Versäumnisse künftig zu vermeiden, können Translationskulturen unter geänderten gesellschaftlichen Bedingungen und in unterschiedlichen Wertesystemen modelliert und dazu adäquate Ethiken des translatorischen Handelns entwickelt werden.

Die Translationswissenschaft kann auch als Beraterin bei der Gestaltung von Translationsnormen fungieren. Ich betone, als Beraterin und nicht als Normgeberin. Leider hat die TLW, wie bereits angedeutet, in der ersten Phase ihres Bestehens den Fehler begangen, die zum Zeitpunkt des Entstehens der Translationswissenschaft vorherrschenden europäischen Translationsnormen zu verallgemeinern und präskriptiv vorzugeben. Das kann nicht die Aufgabe der Wissenschaft sein. Sie kann aber sehr wohl mit ihrem Wissensschatz und ihrem Analyseinstrumentarium allen vier Handlungspartnern und ihren Agenturen – also den AuftraggeberInnen, den AutorInnen, den TranslatorInnen und den AdressatInnen – bei der Gestaltung von Normen und Konventionen zur Seite stehen.

Einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der Translationskulturen kann die Translationswissenschaft jedoch dadurch leisten, dass sie bei der Konstruktion ihres Objektbereichs auf dominierende und zukunftsorientierte Berufsfelder fokussiert. Indem sie nicht etwa, wie dies Koller tat, einfach normativ festlegt, Übersetzung ist nur das, was dem Kriterium der Äquivalenz zwischen Ausgangs- und Zieltext entspricht, sondern die realen Formen der Kooperation im sozialen Feld der transkulturellen Kommunikation einer globalisierten Welt analysiert und deren Gesetzmäßigkeiten beschreibt.

Schließlich und endlich kann Translationswissenschaft als Wissenschaft sowohl Einzelpersonen als auch dem Berufsstand als solchem unterschiedliche Formen von Kapital zuschreiben: Materialisiertes und inkorporiertes Kulturkapital, indem die Ausbildung optimiert wird und Handlungsmodelle zur Optimierung der Translationsprozesse angeboten werden. Als akademische Leitdisziplin kann die TLW auch institutionalisiertes Kulturkapital verleihen, und zwar durch Bildungstitel in der TranslatorInnenausbildung. Schließlich und endlich kann sie für den Berufsstand die Möglichkeiten verbessern, symbolisches Kapital aus translatorischen Handlungen zu schöpfen, indem sie die Komplexität und gesellschaftliche

Relevanz von Translation untersucht und an den entsprechenden Bewusstseinsbildungsprozessen durch Popularisierung der wissenschaftlichen Ergebnisse mitwirkt. Zur Mitwirkung an den Bewusstseinsbildungsprozessen, deren Ziel die Legitimierung des Zugangs zum Berufsstand durch eine obligatorische akademische Ausbildung sein könnte, sind Sie, die praktizierenden TranslatorInnen als Individuen und die UNIVERSITAS als gesellschaftliche Agentur ihrer Interessen, herzlichst eingeladen. Dies wäre ein wichtiger Schritt zu einer professionalisierten Translationskultur.

Nun, das alles mag sehr utopisch klingen. Ich glaube aber, dass man Visionen haben muss, um Ziele, die zunächst unmöglich scheinen, auch zu verwirklichen. So möchte ich im sechsten und notwendiger Weise unvollendeten Buch die Perspektive eines möglichen **Happy End** dieser Beziehungsgeschichte aufblitzen lassen. Die Maximen, die ein solches Happy End herbeizaubern könnten, sind zum Teil typisch für jede gute Beziehung, zum Teil charakteristisch für das Verhältnis zwischen Translationspraxis und Translationswissenschaft:

- Respektierung des jeweils Anderen, seiner Bedürfnisse und Bedingtheiten.
- Empathie statt Rivalität.
- Wir müssen uns gegenseitig zubilligen, Fehler, Irrtümer, Holzwege und Umwege zu beschreiten. Es ist eben das Wesen einer Wissenschaft, vor keinem Tabu Halt zu machen. Als Grundlagenwissenschaft muss sie auch die Möglichkeit besitzen, vielleicht einmal eine Richtung einzuschlagen, um dann aufgrund der internen kritischen Auseinandersetzung festzustellen: Sorry, das war der falsche Weg.
- Eine fruchtbare Partnerschaft muss ausreichend Freiräume für die jeweils eigene Entwicklung gewährleisten.
- Schließlich und endlich ist das gemeinsame Ausloten des noch Unerforschten und die Gestaltung neuer Perspektiven das Salz jeder Beziehung und somit auch jener zwischen Translationswissenschaft und Translationspraxis.

Ich möchte mit einer Metapher aus einem völlig anderen Bereich schließen. Ich stelle mir das Zusammenspiel zwischen Translationswissenschaft und Translationspraxis auf dem Feld der transkulturellen Kommunikation als Doppelpass vor:

- Die translatorische Praxis strukturiert den Objektbereich der Translationswissenschaft vor, der von dieser mit autonomen wissenschaftlichen Methoden erforscht wird.
- Die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Translationswissenschaft strukturieren und optimieren die translatorische Praxis.
- Wird dieses Spiel durch Training eingeübt und engagiert genug gespielt, so scheint auch das gemeinsame Ziel, nämlich die funktionale Strukturierung und gesellschaftliche Valorisierung der Translation als emanzipatorischer kultureller Praxis in einer demokratischen Welt erreichbar.

So könnte ich mir vorstellen, dass wir beim nächsten Jubiläum gemeinsam erkennen, welche spezifische Beziehung, ja Freundschaft, Translationspraxis und Translationswissenschaft verbindet. Vielleicht könnten wir dann einander zuhauchen: *Of all the friends I have – you are special.*

Noch einmal herzlichen Glückwunsch zum 50. Geburtstag.

Translationsmanagement im Informationszeitalter: Übersetzen als Wissensarbeit

Univ.-Doz. Dr. Hanna Risku

UNIVERSITAS begleitet und beeinflusst die Entwicklung der Arbeitsbedingungen von ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen bereits seit 50 Jahren. Diese Konferenz ist genau der richtige Rahmen, über die Auswirkungen der Wissensgesellschaft bzw. des Informationszeitalters auf die Übersetzer- und Dolmetscherbranche ein Resümee zu ziehen.

Zunächst möchte ich in meinem Beitrag die Leistungen der UnternehmerInnen und ArbeitgeberInnen unter den Mitgliedern von UNIVERSITAS anerkennen: In dem Bewusstsein, dass das Berufsfeld der Übersetzer und Dolmetscher als Wissensarbeit einzustufen ist, zollen sie ihren MitarbeiterInnen den ihnen gebührenden Respekt. Weiters möchte ich den Angestellten und Freiberuflern unter uns zu ihrer Arbeit gratulieren und ihnen Mut zusprechen: Die Bewältigung mehrsprachiger, interkultureller Kommunikation ist ein faszinierendes Betätigungsfeld, das nur von wahren Profis gemeistert werden kann. Die Anforderungen der modernen Technik und der heutigen Arbeitswelt scheinen jedoch manchmal geradezu überwältigend. Es braucht absoluten Einsatz, bei gleichzeitig steigenden Sparmaßnahmen und Produktivitätsforderungen konsequent auf die Qualität der Arbeit zu setzen – ja vielmehr noch die Qualität der Arbeit kontinuierlich zu optimieren. Meine Überzeugung ist jedoch: Wenn wir auf die Qualität setzen, dann erhöht sich nicht nur unsere Arbeits-, sondern auch unsere Lebensqualität. Und diese sind in unserer Wissensgesellschaft nicht auseinander zu dividieren.

Beginnen wir bei zwei grundlegenden Fragestellungen. Was bedeutet es, dass wir in der Wissensgesellschaft leben und arbeiten? Und in welcher Weise ist das Übersetzen „Wissensarbeit“?

Wissensgesellschaft

Die Fähigkeit, Informationen effektiv zu verarbeiten und daraus Wissen zu generieren, stellt sowohl in wirtschaftlicher als auch in privater Hinsicht eine Kernkompetenz unserer Zeit dar. Mit dem Übergang vom Industrie- zum Wissenszeitalter erfahren Besitzer von Wissens-Kapital eine höhere Bedeutung. Nicht die Besitzer von Land oder Produktionsstätten geben den Ton an, sondern Menschen mit Kompetenzen und Wissen. Die Wettbewerbschancen von Unternehmen korrelieren zunehmend mit ihrer Fähigkeit, Wissen effizient zu generieren, zu strukturieren und zu vermitteln.

Nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch Organisationen und Institutionen aller Art sehen sich heute rasanten Änderungen in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft gegenüber. Wir stehen unter enormem Anpassungsdruck. Nicht zuletzt durch die wachsenden Möglichkeiten der Informations- und Kommunikationstechnologie gestaltet sich das individuelle und betriebliche Umfeld sehr veränderlich und unübersichtlich. Es ist durch



Turbulenz statt durch Transparenz gekennzeichnet. Sie zwingt den Einzelnen und die Organisation, rasch auf wechselnde Bedingungen zu reagieren. Wie können Individuen und betriebliche Einheiten mit dieser Wechselhaftigkeit und Schnelllebigkeit zurecht kommen, zumal scheinbar gegenläufige Entwicklungen gleichzeitig stattzufinden scheinen? Hier können wir Erkenntnisse aus dem Bereich der Trendforschung zu Rate ziehen.

Allgemeine Makrotrends

In einem Versuch, die Vielfalt der potenziellen zukünftigen Entwicklungen zu erfassen und zu kategorisieren, definieren Trendforscher (Hartmann & al. 2001) u.a. folgende langfristige Trends: Virtualisierung, New Work, Rational Overchoice und Glokalisierung. Diese Trends können nicht unabhängig voneinander gesehen werden und greifen ineinander, weshalb ich sie in der Folge auch nicht einzeln, sondern im Zusammenhang präsentieren möchte.

Virtualisierung und Glokalisierung

Das Phänomen der Virtualisierung bezieht sich einerseits auf die weltweite Vernetzung von Computersystemen zum Zweck der Kommunikation und Interaktion, wodurch neue Informations- und Kommunikationsgewohnheiten entstehen, und andererseits auf die Entstehung virtueller Welten und deren Vermischung mit der realen physischen Welt.

Die Virtualisierung fördert die Globalisierung mit ihrer weltweiten Angleichung von Standards, hebt sie doch die physischen Grenzen der Zusammenarbeit auf.

Als gegenläufiger Trend zeigt sich jedoch auch die Rückbesinnung auf lokale und regionale Besonderheiten. Diese gleichzeitig auftretenden Phänomene werden als Glokalisierung bezeichnet.

Mögliche Zukunftsrollen, die mit dem Trend der Virtualisierung verknüpft sind, sind u.a.

- Online-Nomaden (nicht an einen Arbeits-/Wohnplatz gebunden, nehmen alle elektronischen Kommunikations- und Informationsmittel vertrauensvoll in Anspruch),
- Couch-Piloten (physisch wenig mobil, erledigen Arbeit, Einkauf und Kontaktpflege vom Sofa aus),
- Daten-Eremiten (geringes Vertrauen in elektronische Kommunikationsmittel führt zu einem Rückzug in nicht-elektronische Kommunikationsformen) und
- Luxus-Offliners (Übersättigung mit elektronischen Kommunikationsmitteln führt bei gleichzeitiger hoher Mobilität zum freiwilligen Verzicht auf Teilnahme an der virtuellen Kommunikation).

Im Bereich des Fachübersetzens ist klar: Die beruflichen Überlebenschancen von Online-Nomaden und Couch-Piloten sind höher als die von Daten-Eremiten und Luxus-Offliners.

New Work und Rational Overchoice

New Work und Rational Overchoice sind Folgen des Übergangs von der Industriegesellschaft zur dienstleistungsorientierten Wissensgesellschaft. Die Aktivitäten moderner Volkswirtschaften bestehen heute zu mehr als 80 % aus Information und Kommunikation. Dies ist keineswegs eine Entwicklung der letzten Jahre, sondern setzte als Tendenz bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein. In dieser Situation kann es zu einem Klima der Übersättigung mit Information kommen, die als Rational Overchoice bezeichnet wird: Um Orientierungslosigkeit und Überforderung zu vermeiden, müssen Informationen gefiltert, kategorisiert und selektiert werden.

Gleichzeitig entsteht auf dem Gebiet der Organisation der Arbeitswelt eine neue Entwicklung, New Work genannt: Wissen wird zum Rohstoff und zum Kapital für uns alle, wodurch traditionelle, etwa an finanzielles Kapital, natürliche Rohstoffe oder Fertigungsstandplätze gebundene Formen der Arbeit andere Wertigkeiten erhalten. Letztlich ist es für unsere Auftraggeber in vielen Fällen gleichgültig, ob wir in der gleichen Stadt oder auf dem gleichen Kontinent arbeiten: Nur unser Spezialwissen ist relevant. So gibt es – u. U. innerhalb eines einzigen Projekts – den japanischen Layouter für japanische Texte in Österreich, den Finnisch-Übersetzer in Kanada, den schwedischen Kooperationspartner des Technischen Redakteurs in Österreich sowie das für skandinavische Sprachen konsultierte Übersetzungsbüro in Dänemark.

Die Veränderungen beeinflussen Inhalt und Organisation der Arbeit für unsere Berufsgruppe entscheidend. Information ist ein Rohstoff, den man wie auch andere Ressourcen organisieren muss, d.h. planen, bilanzieren und entwickeln. Ohne ständige Aktualisierung der Information kein Überleben und schon gar kein Erfolg. Übersetzende betreiben Informations- und Wissensmanagement: Ablage von Daten und Informationen über Kunden, Lieferanten und Produkte, Entwicklung von Strategien für die Suche nach Informationen, Weiterbildung dort, wo Wissensbedarf erkennbar oder vorhersehbar ist, und Austausch von wertvollen Informationen.

Das zum Übersetzen benötigte Wissen ist sowohl in schriftlicher Form als auch – und zum größten Teil – implizit in den Köpfen der Übersetzenden präsent. Durch Wissensmanagement soll das Wissen der Übersetzer transparent und für andere zugänglich gemacht werden. Das Ziel ist letztlich, dass Führungskräfte und Mitarbeiter wissen, über welches Wissen die anderen Führungskräfte und Mitarbeiter verfügen, über welches Wissen die Organisation als Ganzes verfügt und wozu dieses Wissen eingesetzt werden kann. So können „Neuerfindungen des Rades“, „Projektleichen“, „Datenfriedhöfe“ und „Wissensschreibergärten“ verhindert werden.

Übersetzen ist ein auserlesenes Beispiel für eine Tätigkeit, in der der Rohstoff Information zu Wissen verarbeitet wird. Übersetzen bedeutet Recherchieren, Archivieren, Indizieren, Weiterleiten, Versionen verwalten, Aktualisieren und Informationen weitergeben; und das in den unterschiedlichsten Ausformungen wie beispielsweise als einfacher Text, mit und ohne Illustrationen, als interaktive Website, als Buch, Broschüre, CD oder Video. Übersetzende sind somit Informationsdreh-scheiben. Sie müssen in der Lage sein, Informationen einzuholen, zu filtern und den Bedürfnissen ihrer Zielgruppe entsprechend aufzubereiten. Dabei gewinnt das Thema Wiederver-

wertbarkeit wachsende Bedeutung, wie die zunehmende Bedeutung von Stichwörtern wie Translation Memory, Versionsmanagement, Content Management oder Single Source Publishing belegen.

Komplexe Tätigkeiten wie das Gespräch mit Fachleuten zur Sammlung von Informationen, das Explizit-Machen von nur implizit vorhandenen Informationen, das Gestalten von Layouts, das Verwalten von Textdokumentationen und Glossaren, die Erstellung von Zusammenfassungen und die Beratung von Auftraggebern bestimmen heute den Alltag von ÜbersetzerInnen. Dieser wird beeinflusst von den aktuellen Marktentwicklungen wie kurzen Produktzyklen, häufigen Produkt-Updates, Internationalisierung der Märkte, strengen Sicherheitsnormen der verschiedenen Zielgebiete sowie einer vermehrten Nachfrage nach interaktiver und multimedialer Textproduktion. Das sich unter diesen Bedingungen entwickelnde Berufsbild hat denkbar wenig gemein mit dem Umkodierer, jenem Bild des Übersetzers, das vielfach immer noch im kollektiven Bewusstsein verankert ist. Der Übersetzer von heute ist Problemlöser, der im Teamverband komplexe interkulturelle Situationen meistert.

Übersetzen als Wissensarbeit

Es ist dringend notwendig, Übersetzen als Wissensarbeit zu verstehen und vor allem auch die Konsequenzen daraus zu ziehen. Auf der wissenschaftlichen Ebene erfüllt Übersetzen alle Kriterien der wissensintensiven Arbeitsfelder: Zum professionellen Übersetzen ist vielfältiges Wissen gefordert – neben Sprach- und Kulturkenntnissen auch Wissen über Textsorten und Fachbegriffe, Erfahrungen mit Projektmanagement und ein Gefühl für situationsangepasstes Kommunizieren. In meinen empirischen Arbeiten über das heutige Fachübersetzen konnte ich dies selbst mit einem kleinen Forscherteam beobachten und bestätigen. So führten wir z.B. eine Beobachtungsstudie in einem Wiener Übersetzungsbüro und Interviews mit Fachübersetzerinnen durch. Es war faszinierend, den vielfältigen Einsatz der impliziten und expliziten Wissensressourcen zu beobachten.

Meine Kolleginnen und Kollegen berichten mir über die aktuellen Geschehnisse in ihrem jeweiligen Berufsumfeld und vor allem über ihre subjektive Kosten-Nutzen-Einschätzung der von ihnen eingebrachten Wissensressourcen. Sie stellen sich Fragen wie: „Welche Leistungen erbringe ich für das Unternehmen?“, „Unter welchen Rahmenbedingungen und Qualitätsstandards bin ich bereit, zu arbeiten?“

Lassen Sie mich hier den Alltag im Bereich des Translationsmanagements veranschaulichen. Im Übersetzungsbüro sind die Geschäftsführung und die Mitarbeiter als Projektmanager tätig. Das Büro arbeitet weltweit mit zahlreichen Übersetzern und Dolmetschern beziehungsweise Übersetzungsbüros zusammen. Die Kunden des Übersetzungsbüros sind vorwiegend große Unternehmen mit umfangreichem Übersetzungsvolumen und sehr vielen Sprachen. Als Besteller, Auftraggeber und Ansprechpartner fungieren Fachabteilungen des Kundenunternehmens, nur selten etwa Technische Redakteure, die selbst den Ausgangstext verfasst haben. Als Lektoren fungieren andere Übersetzer oder mitunter die Firmenniederlassungen des Kunden im jeweiligen Zielland. Manchmal arbeitet man mit einer Werbeabteilung oder dem Werbeunternehmen des Kunden zusammen.

Etablierte Berufsprofile, auf denen sich statische Aufgabenbeschreibungen aufbauen ließen, gibt es im Übersetzungs- und Kommunikationsbereich kaum noch. Fachübersetzen ist heute eher als ein Sammelbegriff für einen in sich heterogenen und dynamischen Arbeitsbereich zu sehen. Welche Berufsfelder stehen Menschen mit übersetzerischem Hintergrund offen? Sie sind Geschäftsführer und Projektmanager in Übersetzungsbüros und oder auch Language oder Translation Leads in Lokalisierungsunternehmen, sie arbeiten als Freelance- und Inhouse-Übersetzer, sie geben Translationsprojekte als Text Koordinator oder Projektmanager in Auftrag, sie gestalten Fachinformationen in einem interkulturellen Kontext als Technische Redakteure, Terminologen, Informationsdesigner und Informationsmanager und arbeiten in den Niederlassungen internationaler Unternehmen im In- und Ausland.

In unseren empirischen Studien konnte ich die Herausforderungen herausarbeiten, mit denen Übersetzer heute konfrontiert sind. Diese lassen sich auf die in der Folge genannten Punkte zusammenfassen, die mit Originalzitaten aus unseren Studien belegt werden:

- Kooperation: „Konsistenz anzubieten ist wichtig, sie ist aber eine Teamfrage.“
- Systematische Recherche: „Übersetzer können recherchieren und sich in eine Sache hineinknien.“
- Unzureichende und inkonsistente Vorlagen: „Es ist schwierig, dem Kunden klarzumachen: ‚Dein Referenzmaterial ist Mist.‘ Da ist Diplomatie gefragt!“
- Mangel an Kontext: „Kein Wunder, dass die Übersetzer immer Bilder haben wollen...“
- Interdependenz und Dynamik der Texte: „Die Ausgangstexte sind nicht fix.“
- Verschiedene Dateiformate: „Man muss das Layout immer manuell durchwassern.“

Folgende Kompetenzen und Fähigkeiten sind daher für uns relevant, die ich wiederum mit Originalzitaten aus unseren Studien illustrieren möchte:

- Hohe Kommunikationskompetenz: „Ich habe keine Scheu, auf fremde Fachleute zuzugehen. Dazu ist die Übersetzerausbildung ideale Vorbereitung!“
- Anwender- bzw. Rezipientenperspektive statt Sachfachkompetenz: „Die Sprache der Zielgruppe sprechen.“
- Schnelle Auffassungsgabe: s. oben: „Übersetzer können recherchieren und sich in eine Sache hineinknien.“
- Problematischer Status als Außenseiter: „Don Quijote“, „besere Sekretärin“, „Exotin“, „Consultant“, „Allround-Genie“.

Fachleute werden durch wirtschaftliche Notwendigkeiten dazu gezwungen, sich selbst den geschäftlichen und organisatorischen Kontext bewusst zu machen, in dem sie arbeiten. Um den Wert ihrer Tätigkeit für die externen und internen Kooperationspartner verständlich machen zu können, müssen Translatoren die wirtschaftlichen und industriellen Zusammenhänge verstehen – etwa den Telekommunikationsmarkt oder den Softwareentwicklungsprozess.

Aus den Ergebnissen unserer Studien können die beiden folgenden Thesen abgeleitet werden:

1. zum Thema Koordination:

Um den verschiedenen Interessen, Kompetenzen und Bedürfnissen gerecht zu werden, müssen ProjektmanagerInnen in Übersetzungsbüros Aufklärungsarbeit leisten und Konfliktmanagement durchführen. Die Qualität der Ausgangstexte ist in

ihrer Arbeit ein wesentliches Thema: davon hängt der Arbeitsprozess wesentlich ab.

2. zum Thema Rollen und Kompetenzen:

ÜbersetzerInnen müssen oft gegen „die Windmühlen der Borniertheit“ von Auftraggebern kämpfen, vor allem gegen deren Unkenntnis bezüglich der für den Übersetzungsprozess notwendigen Informationen.

Übersetzungsbüros stehen beratend und koordinierend zwischen Kunden und Übersetzern und werden so zur zentralen Schaltstelle in der kooperativen Textgestaltung. Doch das Bild vom Übersetzungsbüro als „Schaltstelle“ zwischen „Kunden“ und „Übersetzer“ ist eine stark vereinfachende Abstraktion. „Den Kunden“ gibt es nicht. Die Kunden der Übersetzungsbüros sind sehr verschieden: So unterscheiden sie sich etwa darin, wer als „Besteller“ den Auftrag erteilt und wer als Ansprechpartner zur Verfügung steht. Manchmal arbeitet man mit einem Unternehmen und mit der Werbefirma dieses Unternehmens. Solche Dreieckskonstellationen erweisen sich als besonders konfliktbehaftet, weil die Beteiligten oftmals nicht ausreichend von ihren jeweiligen Aktivitäten wissen.

Zu ersten Komplikationen kann es bereits bei der Erteilung des Auftrags kommen. So kommt es vor, dass der Auftrag sich auf einen einzigen Satz beschränkt: „Anbei Files zum Übersetzen ins Spanische.“ Das Problem ist oft nicht nur die fehlende Kontextinformation, sondern häufig auch der Zustand des Ausgangstextes selbst: Die Bandbreite reicht von ungeeigneten Ausgangsformaten wie beispielsweise TIFF-Dateien, in denen der Text aus einzelnen Pixeln besteht und daher nicht sinnvoll bearbeitet werden kann, über Inkonsistenzen im Ausgangstext bis hin zu Texten, die überhaupt nur in fragmentarischer Form vorliegen.

Dies macht deutlich, dass die Translation einen Verhandlungsprozess darstellt: Ganz im Sinne der Grundprinzipien des modernen, prozessorientierten Qualitätsmanagements muss auch das Translat mit situativen Maßstäben gemessen werden. Die professionell „kalkulierte Suboptimalität“, wie Prunč (2000:14) dies bezeichnet, kann in einer bestimmten Situation die ideale Lösung sein.

Translationsmanagement

Unter Translationsmanagement verstehe ich also das Management von Übersetzen, Dolmetschen und Terminologie (s. Risku 2004). Der Begriff des Übersetzens in Lehre und Forschung muss erweitert werden, wenn Translationspraxis und -wissenschaft verbunden werden/bleiben wollen: Er greift zu kurz, wenn wir davon ausgehen, dass wir mit einem klar definierten, fixen und vollständigen Ausgangstext als Ausgangspunkt beginnen, dann verschiedene Analyse- und Synthesephasen annehmen und als Output einen genauso fixen und vollständigen Zieltext erwarten können. Hier fehlt das gesamte Translationsmanagement, das ebenfalls mitberücksichtigt und unterrichtet werden muss: die Verhandlungen mit Kunden, die Beratung von Kunden, das Management von Projekten, die Koordination von Teams, die der Übersetzung vorgelagerte Recherche, die Vorbereitung der Ausgangs- und Referenzdateien, das Verwalten und Verteilen von Dokumenten (d.h. Informations-, Versions- und Dokumentenmanagement) sowie die Pflege der Translation Memories und Terminologiedatenbanken.

Beim Übersetzen geht es nicht nur um den Umgang mit gespeicherten Daten und das Hantieren mit Datenbanken. Das Wissen der Übersetzenden ist etwas Persönliches, es bildet sich durch subjektive Erfahrungen und manifestiert sich in Translaten des Übersetzers. Dieses implizite Wissen kann nicht in einer Datenbank gespeichert werden. Übersetzen ist nicht Datenverarbeitung, sondern Wissensarbeit. Es geht nicht um „dumme Daten“, sondern intelligente Profis im Team. Eine komplexe Aufgabe wie die Gestaltung mehrsprachiger und multimedialer Informationsangebote ist nur in der Zusammenarbeit von qualifizierten Experten befriedigend zu lösen.

Kollektive Intelligenz

In diesem Sinne werden Unternehmen zunehmend als Einheiten kollektiver Intelligenz gesehen. In der kollektiven Intelligenz geht es nicht um gemeinsames, geteiltes, gleiches Wissen, sondern um das Zusammenwirken verschiedener Personen mit ganz unterschiedlichem Wissen. Das Wissen der Gruppe ist jedoch mehr als die Summe des Wissens der Beteiligten – aus dem Zusammenwirken entsteht eine neue Qualität der Intelligenz, neue Fähigkeiten der Problemlösung. Diese kollektive Intelligenz kann aber nur unter der Voraussetzung entstehen, dass die Beteiligten als WissensarbeiterInnen behandelt und respektiert und mit dem nötigen Freiraum ausgestattet werden.

Was sind also WissensarbeiterInnen? Wie funktioniert eine Organisation bzw. ein Unternehmen im Bereich Wissensarbeit? Nach Probst & Knaese (1998) sind „Knowbodies“ selbst Eigentümer des „Wissenskapitals“. Bisher geläufige Führungsstrukturen können auf Unternehmen, die sich mit Wissensarbeit beschäftigen, nicht angewendet werden; sie müssen grundsätzlich neu gestaltet werden. Es geht darum, Teams zu begeistern und ein Klima zu schaffen, in dem Leistung Spaß macht. Das ist heute eine Schlüsselfähigkeit einer Führungskraft. Motivation entsteht durch Leistungsanreize: durch die Schaffung einer Unternehmenskultur, die Wissensarbeiter herausfordert und ermutigt, die Grenzen ihrer Fähigkeiten zu ergründen. Führungskräfte sollen nicht mehr sagen, was zu tun ist, sondern Rahmenbedingungen für selbstgesteuerte und eigenverantwortliche Leistung schaffen. Machtrhetorik und -symbolik wird nicht anerkannt; sie demotiviert. Nur Loyalität, fachliche Kompetenz und Integrität überzeugen. Macht und Hierarchie sind nicht entscheidend, sondern Persönlichkeit. Das Know-how der Wissensarbeiter definiert die Machtverhältnisse.

Wenn Wissensarbeiter das Unternehmen verlassen, kann damit sogar das Überleben des Unternehmens gefährdet sein. Arbeitgeber werden damit erpressbar. Sie können ihre Mitarbeiter nicht allein durch ein höheres Gehalt oder die Aussicht auf eine Führungsposition an das Unternehmen binden, sondern durch das Zur-Verfügung-Stellen von persönlichem intellektuellen Bewegungsraum und herausfordernden Aufgaben. Wissensarbeiter wollen sich weiterentwickeln, im Beruf wie in der Freizeit. Sie wollen eine Work-Life-Balance erreichen.

Pierre Lévy (1997) sieht im Zusammenschmelzen von Freizeit und Arbeit als persönliches Commitment ein Zeichen für einen generellen Trend in der Gesellschaft. Dieses Zusammenschmelzen war lange ein Privileg von hochgeschätzten und -gefragten Spezialisten sowie Künstlern. Es zeigt sich, dass

dieses Lebensmodell dabei ist, auch andere Berufsfelder zu erobern. Die Grenze zwischen professioneller Tätigkeit und persönlicher Entwicklung verschwimmt, und eine neue Form der Ökonomie entsteht. Ein erfolgreiches Unternehmen kann sich nicht als ein geschlossenes System definieren, das auf rein wirtschaftlichen Zielen und auf technologischer Effizienz basiert. Wenn echte subjektive Bindung gefordert ist – und das ist eine Voraussetzung für das Überleben in der Wissensgesellschaft –, wird ethische und zivile Verantwortung ein integraler Teil der Geschäftspolitik.

Die kurzfristige Kosten-Nutzen-Rechnung oder der aktuelle Soll-Ist-Vergleich sind dann längst nicht der einzige Maßstab. Kulturelle und moralische Ziele, wie etwa die Ermöglichung der Kommunikation zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft oder die ästhetische Erfahrung eines gelungenen, qualitativ hochwertigen Textes werden benötigt. Nur dann können wir das persönliche Wissen, die Energie und das Engagement von MitarbeiterInnen und auch KundInnen gewinnen.

Übersetzer als Wissensarbeiter verwenden, verteilen und entwickeln nicht nur Informationen. Sie entwickeln sich selbst, ihre eigene Person. Das persönliche Engagement bildet eine notwendige Voraussetzung aller anderen Aktivitäten, des gesamten Arbeitseinsatzes. Kleine Übersetzungsbüros haben es naturgemäß leichter, jeden einzelnen ihrer Mitarbeiter als maßgebenden Wissensarbeiter zu behandeln; in großen Konzernen mit vielen MitarbeiterInnen ist dies eine wahre Herausforderung für die Führungskräfte.

Unsere Beschreibung des Arbeitsalltages in einem Übersetzungsbüro zeigt, dass die Partnerschaften im Netzwerk der interkulturellen Kommunikation vielfältig und komplex sein können: Es gibt Stammlieferanten und -kunden, Berater, Bewerber und langfristige Partner. Trotz der Konflikte begegnen sie einander nicht nur als Vertreter bestimmter fachlicher Rollen, sondern auch als Menschen mit charakteristischen Eigenschaften. Das Management von Übersetzungs- und Dolmetschprojekten ist vor allem Management von Menschen – nicht nur von Texten und Terminen. Von der ersten Kontaktaufnahme an geht es um die Identifikation mit der gemeinsamen Sache und um die Entwicklung eines Wir-Gefühls im Team.

Übersetzungstechnologie

Arbeitsumgebung und -werkzeuge beeinflussen den Gesamtprozess und die Qualität der Produkte. Für das effiziente Translationsmanagement benötigen moderne Unternehmen aber nicht nur komplexe Werkzeuge und Methoden, sondern vor allem Experten, die diese Werkzeuge sinnvoll einsetzen können. Komplexe Systeme und Technologien sind also nur dann etwas wert, wenn sie von ihren Anwendern verstanden, angenommen und effizient eingesetzt werden.

Der Einzug der Informationstechnologie ändert die Rahmenbedingungen des translatorischen Handelns massiv. Das Arbeiten in Projektteams, globale Zusammenarbeit und Telearbeit sind translatorischer Alltag geworden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und eine stabile berufliche Identität entstehen nicht mehr automatisch aus der Einbindung in ein statisches Arbeitsumfeld mit vorgegebenem, real existierendem Ort, wo alle MitarbeiterInnen regelmäßig zusammenkommen. Es entstehen verteilte Netzwerke, „Communities of Prac-

“ oder „Knowledge Communities“, deren Mitglieder sich über ein Thema austauschen. Persönliche Gespräche, in denen der Austausch von Geschichten und Humor eine entscheidende Rolle spielt, werden virtuell geführt.

Die Kenntnis eines Übersetzungs-Tools kann zur Eintrittsvoraussetzung eines solchen Netzwerkes werden. Die Kenntnis eines Translation-Management-Systems kann ein Aufnahmekriterium für ÜbersetzerInnen sein, die mit einem Büro zusammenarbeiten wollen.

Übersetzungstechnologie erspart den interkulturellen Profis viel Mühe und ermöglicht ihnen, sich auf ihre „eigentliche Arbeit“ zu konzentrieren. Die „eigentliche“ Arbeit ist eben eine höchst kreative Leistung, die durch die technologische Bereitstellung von Kontakten, Kontextinformationen, Referenzdaten und Terminologien einen förderlichen Rahmen erhält.

Im Vergleich zu anderen gestalterischen Tätigkeiten wie der Architektur mag es absurd erscheinen, dass das Heranziehen von Informationstechnologie, aber auch früheren Übersetzungen bisweilen als fast-automatisches Übersetzen missverstanden wird: So ist die Arbeit von ArchitektInnen stark geprägt von Computerunterstützung, dennoch erwarten wir nicht automatisch Massenproduktion zu Billigpreisen oder befürchten gar das Aussterben der Architektur als Expertenleistung. Bei Aufträgen von Stammkunden besteht bereits umfangreiches Referenzmaterial, auch frühere Lösungen sind vorhanden. Kosteneffizienz ist dann als natürliche Kundenbindungsmaßnahme und als Zeichen gut funktionierender Wissens- und Informationsmanagements zu verstehen, und nicht als teilweise Automatisierung der Expertentätigkeit. Die fundamentale Spannung zwischen Kontrolle und Kreativität bleibt jedoch erhalten.

Translationstheoretischer Kontext

Den translationstheoretischen Kontext für die vorab dargelegte Betrachtung des Übersetzens bildet die funktionale Translationstheorie, wie sie von Katharina Reiß, Hans Vermeer und Justa Holz-Mänttari entwickelt wurde. Bei diesem Ansatz bleibt der theoretische Blick nicht auf den Text oder auf einzelne Übersetzer beschränkt, sondern er wird auf die praktische Tätigkeit im Kontext erweitert. Dabei wird deutlich erkennbar, dass Translatoren für den Erfolg ihrer Arbeit auf Kooperation mit Partnern aus anderen Fachbereichen angewiesen sind. Diese bestimmen maßgeblich den Translationsprozess und seinen Erfolg mit.

Literatur

- Hartmann, Monika; Heigl, Andreas & Katheder, Martin (2001): *Trendbook 2001: Volkswirtschaft*. München: HypoVereinsbank.
- Lévy, Pierre (1997): *Collective Intelligence, Mankind's emerging world in cyberspace*. Translated by Robert Bononno. Plenum.
- Probst, Gilber & Knaese, Birgit (1998): Führen Sie Ihre „Knowbodies“ richtig?, *io management* 4/98, 38_41.
- Prunč, Erich (2000): Translation in die Nicht-Muttersprache und Translationskultur. In: Grosman, Meta; Kadric, Mira; Kova_i_, Irena & Snell-Hornby, Mary (eds): *Translation into Non-Mother Tongues In Professional Practice and Training*. Tübingen, Stauffenburg, 5_20.
- Risku, Hanna (2004): *Translationsmanagement. Interkulturelle Fachkommunikation im Informationszeitalter* (= Translationsmanagement 1). Tübingen: Narr.

Auf der translationstheoretischen Ebene ist es notwendig, für den sozialen Aspekt der Translation eine fundierte wissenschaftliche Grundlage zu schaffen. Diesem Umstand trägt das Institut für Translationswissenschaft der Universität Graz mit einer Konferenz zu diesem Thema im nächsten Jahr Rechnung. Noch wenig berücksichtigt in der Translationswissenschaft wurden Fragen der räumlichen und sozialen Organisation sowie Anwendungsgeschichte und Einfluss von Instrumenten und Hilfsmitteln (Artefakten). Übersetzungsbüros sind ein ideales Objekt, um genau jene Teile des Translationsprozesses zu beobachten, die noch unzureichend Eingang in die Translationswissenschaft gefunden haben, etwa die Kooperation in sozialen Netzwerken.

Gerade in der translationswissenschaftlichen Grundlagenforschung sind Textanalysen und Laborexperimente nicht ausreichend. Auch wenn wir alle Ausgangs- und Zieltexthe der Übersetzungs- und Dolmetschprojekte analysierten, die eine Übersetzerin oder ein durchschnittliches Übersetzungsbüro im Jahr durchführt, würde die Arbeitsrealität der Translationsmanager in der Wissensgesellschaft im Verborgenen bleiben. Es ist daher notwendig, vermehrt Feldarbeit zu leisten und das Geschehen in der Praxis zu verfolgen. Als ich selbst auf der Suche nach einem willigen Beobachtungsobjekt – also nach einem kooperativen Übersetzungsbüro – war, sagte mir ein Kollege: „Bei uns ist gerade die Hölle los!“ Da wusste ich, dass ich das Richtige gefunden hatte.

Ich danke Ihnen, den Praktikern, als eine der VertreterInnen der Wissenschaft für die bisherige, vorzügliche Zusammenarbeit, und freue mich auf weitere Kooperationen, die das Netzwerk stärken.

Dolmetschen gestern, heute, morgen

Prof. Dr. Ingrid Kurz

Der Titel meines Vortrages sagt schon, worum es geht — ein kleiner Streifzug durch die Geschichte.

Ich habe mir erlaubt, die Dinge auszuwählen, die mir Spaß machen, und ich hoffe, es macht auch Ihnen Spaß. Einerseits theoretische Erkenntnisse, andererseits möchte ich auch aufzeigen, was sich im Laufe der Zeit geändert hat und was noch veränderungsbedürftig ist.



Beginnen möchte ich mit einem Bezug zu unserem Tagungsort – ich weiß nicht, ob er absichtlich gewählt wurde, es war jedenfalls eine sehr glückliche Wahl. Die Diplomatische Akademie wurde vor 250 Jahren von Maria Theresia auf Anraten ihres Staatskanzlers von Kaunitz gegründet und hat die Nachfolge eines Knaben-Sprachinstituts in Konstantinopel angetreten. Die österreichisch-ungarische Monarchie grenzte ja unmittelbar an das Osmanische Reich, daher war die Notwendigkeit gegeben, Sprachkundige auszubilden. Wie es auf einer zeitgenössischen Darstellung heißt: „Ein Glück für jeden fremden Mann, der selbst mit Türken sprechen kann.“

Der erste Leiter war ein Jesuitenpater namens Franz. Es gibt eine wunderschöne Diplomarbeit über diese Gründungsphase, die von Alexandra Joukova unter meiner Anleitung verfasst wurde – eine Zusammenfassung dieser Arbeit ist auch in der im heurigen Jahr publizierten Festschrift der Diplomatischen Akademie erschienen. Joukova hat in akribischer Recherche im Archiv unter anderem die Aufzeichnungen von Pater Franz über die ersten acht Zöglinge des ersten Jahrganges gefunden. Der Lehrplan sah vor: Latein, Türkisch, andere Sprachen, Geographie, Geschichte und das Konzipieren von Aufsätzen. Der Lehrplan wurde danach sukzessive erweitert, und 1812 umfasste die Ausbildung fünf Jahrgänge. Im vierten Jahrgang wurde gelehrt: Römisches Recht, das gerichtliche Verfahren, Privat-, See- und Wechselrecht, orientalische Literatur, Türkisch, Arabisch, Persisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch. Zusätzlich wurden auch noch Tanzen, Fechten und Zeichnen unterrichtet.

Wie ein Auszug aus dem Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien, Wintersemester 1944/45, zeigt, wurde am DolmetschInstitut auch damals neben der sprachlichen Ausbildung sehr viel Wert auf geschichtliche Kenntnisse, Recht und Psychologie der Sprache gelegt.

Jede Disziplin hat ihre Geschichte, so auch Übersetzen und Dolmetschen. Zum Dolmetschen im Besonderen ist ein Kapitel in *Translators through History* enthalten, federführend von Margareta Bowen, einem kürzlich verstorbenen Gründungsmitglied unseres Verbandes, verfasst. Als Überblick über die Dolmetschforschung ist das Buch von Franz Pöhhacker, *Introducing Interpreting Studies*, zu empfehlen.

Nach dieser Einleitung nun zu einem kurzen historischen Rückblick, beginnend mit einem Relief aus dem alten Ägypten.

Diese früheste bekannte Darstellung einer Dolmetschszene stammt aus dem Grab des Haremhab, der Statthalter des Pharaos in Memphis war (Mittleres Reich, etwa 1500 v. Chr.). In der Mitte sieht man eine kleine, zweifach ausgeführte Gestalt, den Dolmetscher. Seinem Status entsprechend sehr viel größer ist daneben der Statthalter abgebildet, und weiter entfernt und noch größer hat man sich den Pharaos vorzustellen. Der Dolmetscher übermittelt eine Botschaft des Statthalters an eine Gruppe von Gefangenen, die den Pharaos um Gnade anflehen. Im alten Ägypten hatten die Dolmetscher keinen besonders hohen Status, genauso wenig wie in Griechenland. In Rom war das anders, und die Figur eines Dolmetschers findet sich heute sogar in „Asterix als Legionär“.

Aus China ist eine Abbildung der Bestrafung eines Dolmetschers für absichtlich falsches Übersetzen erhalten. Sie zeigt den Dolmetscher in kniender Stellung. Hinter den gebeugten Knien wurde quer ein Bambusstab durchgeschoben, auf dem links und rechts zwei Männer herumtrampelten, was offensichtlich sehr schmerzhaft war.

Soweit der Rückblick in die fernere Geschichte, nun zum Konferenzdolmetschen. Es begann 1919 mit den Pariser Friedensverhandlungen, anfänglich natürlich nur konsekutiv. Das Simultandolmetschen kam erst später und setzte sich auch nicht sofort ohne Widerstand seitens der Dolmetscher durch. Meist wird angenommen, dass die ersten Simultandolmetschungen bei den Nürnberger Prozessen stattfanden, was jedoch nicht stimmt. Tatsächlich begann es schon viel früher, in den 1920er-Jahren, mit einer tragbaren Telefonanlage, die der amerikanische Geschäftsmann Filene in Zusammenarbeit mit einem Elektrotechniker namens Finlay bei IBM entwickelte und patentieren ließ. Diese Anlage wollte man dem Völkerbund schmackhaft machen, doch sie wurde nur von der Internationalen Arbeitsorganisation ILO übernommen, und auch dort nur für vorbereitete Reden. Noch wurden keine freien Diskussionen gedolmetscht.

Es gab einige Konferenzen mit Simultandolmetschung in den 1920er und 1930er Jahren, darunter der internationale Physiologenkongress in Sankt Petersburg (damals Leningrad). Der Eröffnungsvortrag wurde vom berühmten russischen Physiologen Iwan Pawlow gehalten und simultan ins Deutsche, ins Englische und ins Französische übertragen. Eine Kollegin, Magda van Emde Boas aus den Niederlanden, besuchte diesen Kongress als junge Gymnasiastin mit ihrem Vater, einem renommierten Physiologen. In einem Interview, das ich mit ihr für das Mitteilungsblatt der UNIVERSITAS führte, beschrieb sie ihren Eindruck als „unglaublich“. Man konnte die Dolmetscher nicht sehen, die Stimmen kamen aus dem Nichts, und niemand konnte sich vorstellen, wie das überhaupt möglich war. Damals hatten die Dolmetscher offensichtlich ein höheres Prestige und wurden mehr bewundert, als das heute der Fall ist.

Es gab auch in Wien in den 30er Jahren eine internationale Konferenz, bei der simultan gedolmetscht wurde, die „Weltkraftkonferenz“. Im Einsatz war damals der Doyen der österreichischen Dolmetscher, Erwin Wächtler. Annie Weich ist zu verdanken, dass als historisches Dokument ein Brief erhalten geblieben ist, in dem „für die hervorragenden Kenntnisse der englischen und französischen Sprache“ gedankt und bestätigt wird, dass „der Übertragungsdienst vollkommen einwandfrei abgewickelt“ werden konnte.

Die Nürnberger Prozesse rückten das Simultandolmetschen in den Blickpunkt der Öffentlichkeit – sie hätten damals in dieser Form ohne die Technik nicht ablaufen können. Es ging ja nicht nur darum, Dolmetschungen für Zeugen oder Angeklagte bereit zu stellen. Da sich die Richter und Staatsanwälte untereinander auch nicht verständigen konnten, musste simultan gedolmetscht werden. Es gibt einen Film darüber, der von der AIIC produziert wurde, sowie Interviews mit Dolmetschern, die damals tätig waren. Sie erklären sehr freimütig, dass sie alle Autodidakten ohne Simultanausbildung waren. Marie-France Skuncke, eine Kollegin aus Genf, hatte nur Konsektivdolmetschen gelernt und musste einfach ins kalte Wasser springen.

Aufgrund ihrer Erfahrung bei den Nürnberger Prozessen schrieb sie danach einen Brief an das Genfer Institut, in dem sie darauf hinwies, dass es vielleicht günstig wäre, Simultandolmetschen in das Ausbildungsprogramm aufzunehmen. Doch es geschah nichts. Die Studenten und Absolventen ergriffen daraufhin die Initiative und organisierten extrakurrikulär Dolmetschübungen, die in einer Methodistenkirche stattfanden. Man hatte sich Teile der Anlage, die in Nürnberg verwendet worden war, verschaffen können, und arbeitete damit. Einige Professoren schlossen sich an, und ab 1950 war Simultandolmetschen offizieller Bestandteil der Ausbildung.

Der damalige Leiter des Genfer Instituts, Antoine Velman, war selbst Dolmetscher, und wie viele Dolmetscher der Zwischenkriegszeit hielt er nicht viel vom Simultandolmetschen. Erstens meinte man, die Qualität einer Simultandolmetschung könne nicht an die einer Konsektivdolmetschung heranreichen. Simultandolmetschen war ja eine neue Technik, mit der man keine Erfahrung hatte. Bei den Nürnberger Prozessen beispielsweise gab Justice Jackson die Anweisung, dass die Sprechgeschwindigkeit 60 Wörter pro Minute nicht übersteigen durfte. Beim Tokioter Kriegsverbrecherprozess 1946 wurde Englisch, Französisch und Russisch simultan gedolmetscht, aber aus dem Japanischen wurde konsektiv gedolmetscht, weil man der Auffassung war, die Sprache unterscheide sich so sehr von den anderen, dass eine Simultandolmetschung einfach unmöglich sei.

Neben der Meinung, die Simultandolmetschung könne nicht die Qualität einer guten Konsektivdolmetschung erreichen, befürchtete man zweitens einen Prestigeverlust, weil der Dolmetscher damit nicht mehr Teil der kommunikativen Gemeinschaft sein, sondern in die Anonymität abwandern werde. Zum Teil ist das auch eingetreten. Es war interessant, dass einer der großen Dolmetscher der Zwischenkriegszeit, André Kaminker, der im Übrigen als Erster live simultan für das französische Radio gedolmetscht hat, vom Simultandolmetschen wenig hielt. Er bezeichnete die Simultandolmetscher eher abfällig als „telephonistes“.



*Die älteste erhaltene Darstellung einer Dolmetschszene
(Ägypten, ca. 1500 v. Chr.)*

Das Institut in Genf wurde 1941 gegründet, Wien 1943. Der erste Direktor des Wiener Instituts war Louis Paulovsky, der ebenfalls Dolmetscher, daneben aber auch Elektrotechniker war und damit einen ganz anderen Zugang zur Technik hatte. Bevor es überhaupt Kabinen gab, richtete er eine selbst gebastelte Anlage ein, wie mir Frau Professor Martha Raetz, damals Studentin im ersten Jahrgang, mitgeteilt hat. Es gab im damaligen alten Dolmetschinstitut am Hauptgebäude der Universität Wien den „kleinen Hörsaal“ und daneben einen anderen Raum, beide mit einer Telefonnebenstelle. Es wurde ein Student in den Nebenraum geschickt, wo er einen Text ins Telefonsprach oder verlas, und im Hörsaal saß ein zweiter Student mit Telefonhörer und dolmetschte das Gehörte simultan. Die Dolmetschung wurde auf einem großen Magnetofon aufgezeichnet, und nachher konnte man sie analysieren und diskutieren. Später wurden Kabinen eingebaut, die allerdings nur einen Sitzplatz hatten. Auch die Schaltzentrale war noch erfreulich einfach.

Vieles hat sich seither geändert, einiges – leider – noch immer nicht. In den frühen 80er Jahren machte ich erste Untersuchungen zu den Arbeitsbedingungen in den Dolmetschkabinen – zunächst einfache Messungen der Raumtemperatur und Luftfeuchtigkeit, dann etwas kompliziertere Messungen der Luftqualität, gemessen am CO²-Gehalt, und fand damals teilweise extrem hohe Werte, vor allem in mobilen Kabinen. An einem warmen Sommertag stieg die Temperatur in der Kabine auf 29°, in der Mittagspause wurde die Tür geöffnet, die Temperatur sank unwesentlich, um danach wieder in die Höhe zu klettern.

Ich dachte, diese Bedingungen hätten sich in den letzten zwanzig Jahren entscheidend verbessert. Die umfassende, von AIIC in Auftrag gegebene und von einem unabhängigen Institut durchgeführte *Workload Study* (2001) ergab jedoch erneut schlechte Werte in den Kabinen. Die Luftfeuchtigkeit war teilweise so hoch, was bedeutet, dass die Raumtemperatur subjektiv als höher empfunden wird. In klimatisierten Kabinen hingegen war die Luftfeuchtigkeit oft zu niedrig, was die Schleimhäute austrocknen lässt. Ebenso beunruhigend waren die Ergebnisse hinsichtlich der Luftqualität. In 29% der Kabinen war der CO²-Wert absolut nicht akzeptabel. Es gibt also



*Ein Glück für jeden fremden Mann,
Der selbst mit Türken sprechen kann.*

Titelvignette eines kleinen türkischen Wörterbuchs, 18. Jhd.

Bereiche, wo trotz intensiver Bemühungen, beispielsweise der Technischen Kommission der AIIC, noch sehr große Verbesserungen notwendig sind.

Ich wurde gebeten, in meinem Beitrag auch auf Themen wie Videokonferenzen und Mediendolmetschen Bezug zu nehmen – eine Bitte, der ich gern nachkomme.

In diesen Zusammenhang gehört auch das Telefondolmetschen, das durch die Technik ermöglicht und als Kommunikationsmittel „rund um die Welt“ auch intensiv beworben wird. Darauf möchte ich jedoch nicht näher eingehen und mich auf das Konferenzdolmetschen beschränken.

Zur Technik allgemein muss gesagt werden, dass zwar die Dolmetscher der Zwischenkriegszeit – wie bereits beschrieben – den Wechsel zum Simultandolmetschen beklagt haben, so wie es heute viele Bedenken in Bezug auf Videokonferenzen und Ähnliches gibt. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, dass unser Berufsstand seine Existenz eigentlich einer technischen Neuerung verdankt. Ohne die Erfindung von Finlay und Filene gäbe es ihn in dieser Form nicht, und internationale Konferenzen, seien es UNO-Konferenzen, EU-Tagungen oder andere, könnten ohne diese technische Neuerung nicht stattfinden.

Mit der technischen Erfindung ist eine neue Wirklichkeit entstanden, und daraus haben sich neue gesellschaftliche Bedürfnisse abgeleitet. Die Nachfrage nach internationaler, mehrsprachiger Kommunikation ist enorm gestiegen. Der Ausgangspunkt für all das war die technische Neuerung.

Prognosen stimmen nicht immer, und die Prognosen bezüglich des Erfolgs von Videokonferenzen sind ein gutes Beispiel dafür. Sie haben sich als größtenteils falsch erwiesen. Ab den 1980er-Jahren wurden immer wieder Jubelmeldungen über die Vision der Konferenz per Bildschirm und Satellit veröffentlicht, auch die Firmen machten dafür Werbung, und die Berichte sprachen im Großen und Ganzen positiv bis eupho-

risch von der „bevorstehenden Revolution“. Die Argumente dafür waren vor allem höhere Lebensqualität durch Wegfallen der Reisetätigkeit und Kosteneffizienz aufgrund der möglichen Einsparungen. Negative Berichte waren wesentlich seltener, doch es gab sie auch, darunter einen aus dem Jahr 1995. Bei einer Pressekonferenz, die als Videokonferenz abgehalten wurde, funktionierte die Verbindung Wien-Brüssel nicht, was in der Presse unter dem Titel „Im Äther und doch daheim“ spöttisch kommentiert wurde.

Doch so zahlreich, wie anfangs prognostiziert, sind Videokonferenzen bis heute nicht. Man hat nicht bedacht, dass die Teilnehmer an Konferenzen durchaus gerne reisen und dass der persönliche Kontakt in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Sehr viel häufiger sind hingegen Videozuspielungen im Rahmen einer normalen Konferenz geworden. Es soll ein besonders wichtiger Redner bei einer Konferenz sprechen, der sich nicht die Mühe macht, für einen halben Tag anzureisen. Man stellt daher eine Satellitenleitung oder – heute häufiger – eine ISDN-Leitung her, und das Konterfei wird auf Videowall gezeigt. Das ist heute durchaus üblich. Anfangs gab es viele Einwände gegen die Qualität der Übertragung, das hat sich mittlerweile aber sehr stark gebessert.

Ein weiterer Grund, warum Videokonferenzen nicht schnell populär wurden, waren die hohen Kosten der Satellitenübertragung. Bei Satellitenverbindungen ist die Tonqualität hervorragend, aber es ist sehr teuer. Bei ISDN-Übertragungen war die Tonqualität anfangs für die Zwecke der Dolmetschung absolut unzureichend.

Es gab eine Reihe von Versuchen mit Videokonferenzen, darunter eine UNESCO-Konferenz (1976), bei der die Dolmetscher in Paris saßen, während die Konferenz in Nairobi stattfand. Diese ersten Videokonferenzen setzten auf Satellitenverbindungen: 1978 New York-Buenos Aires, dann 1982 Wien-New York.

Ein umfassendes Projekt lief im Februar 1999: eine Tagung, die in Genf stattfand und zwei Wochen dauerte, bei der die Dolmetscher in Wien, im Vienna International Centre, saßen, und über zehn ISDN-Leitungen mit dem Tagungsort verbunden waren. Das Thema war relativ einfach – Kinderrechte –, die Dokumentation funktionierte hervorragend, die Dolmetscher wurden bestens versorgt. Sie wurden im Anschluss mehrfach per Fragebogen zu ihrem subjektiven Befinden und ihren Eindrücken befragt. Dabei zeigte sich, dass die Tonqualität als zufrieden stellend empfunden wurde, doch das Bild machte Probleme. Die Dolmetscher saßen in einem halbdunklen Raum und sahen auf das große Videobild, das oft flimmerte. Es war eine „split screen“, die den Konferenzsaal zeigte; der Vorsitzende war klein eingeblendet, und als drittes Bild wurde der jeweilige Redner zugeschaltet. Die Dolmetscher waren völlig abhängig von der Kameraführung des Technikers in Genf. Mitunter dauerte es bis zu 30 Sekunden, bis die Kamera den richtigen Redner fand. Wenn der Techniker mit der Kamera zu schnell schwenkte, flimmerte es, und die Dolmetscher klagten über rasche Ermüdung, Augenreizungen und Kopfschmerzen. Es wurde danach ein sehr umfassender UNO-Bericht erstellt, der zeigte, dass man mit dieser Technik nicht ganz glücklich war. Es wurde nicht ausgeschlossen, dass die Methode mit zunehmend besserer Technik eingesetzt werden könnte, aber es wurde sofort darauf hingewiesen, dass es notwendig sein würde, die Teamstärke zu erhöhen und die

Arbeitszeiten zu verkürzen – Maßnahmen, die annehmbare Arbeitsbedingungen für die Dolmetscher sicherstellen würden.

Auch empirische Untersuchungen wurden gemacht. Erneut war der internationale Konferenzdolmetscherverband AIIC aktiv und führte eine Studie anlässlich der Generalversammlung (1997) in Montreal durch, bei der Satelliten- und ISDN-Leitungen verglichen wurden. Auch hier zeigte sich, dass ISDN-Leitungen unzulänglich funktionierten. In Deutschland lief das relativ langfristige VIKIS-Projekt der Universität Tübingen (VIKIS: Videokonferenz mit integrierter Simultandolmetschkomponente), bei dem es um Dolmetschung zwischen Kleingruppen ging. Das Fazit war wiederum, dass die Technologie ohne zusätzliche Maßnahmen bzw. weitere Verbesserungen noch nicht akzeptabel war. Als Ergebnis der Erfahrungen wurde unter Beteiligung der AIIC, des BDÜ und einer Reihe anderer Organisationen ein Kodex für den Einsatz neuer Technologien auf dem Gebiet des Konferenzdolmetschens erarbeitet. Wie sich dieser Bereich weiterentwickeln wird, bleibt abzuwarten.

Mediendolmetschen gibt es bereits relativ lange – die erste Live-Dolmetschung für Radio fand 1934 statt; es war Kaminker, der die Rede Hitlers beim Parteitag in Nürnberg simultan für das französische Radio übertrug. Verschiedene Autoren sehen Mediendolmetschen als eine eigene Welt – ein Punkt, über den sich diskutieren ließe.

1968 wurden im ORF die amerikanischen Präsidentenwahlen übertragen, die damals Nixon gewann. Die Einrichtung im Studio – damals noch in den Schönbrunner Studios – war noch sehr bescheiden: ein Schwarzweiß-Monitor, sehr viele Kabel, an Grafik war bis auf ein paar schlichte Bilder im Hintergrund auch noch nicht viel vorhanden. Am Anfang waren die Satellitenübertragungen im Fernsehen absoluten Großereignissen wie Präsidentenwahlen oder Staatsbegräbnissen vorbehalten. Die Entwicklung schritt jedoch rasch fort. Eine Statistik meiner Einsätze zwischen 1970 und 1995, die für den Bereich einigermaßen repräsentativ ist, zeigt, dass 1970 bis 1974 praktisch nur für Nachrichtensendungen gedolmetscht wurde. Die einzige Ausnahme bildete Sport mit einem kleinen Anteil von 6%. Auch in den folgenden Jahren dominierte der Nachrichtensektor. Der kleine Infotainment-Anteil weitete sich aber nach und nach aus, und 1995 waren bereits die Hälfte der Sendungen, bei denen live gedolmetscht wurde, keine Nachrichtensendungen mehr. Einen großen Anteil hatte der Unterhaltungsbereich, daneben einige Sendungen zum Thema Religion und Sport.

Die Anforderungen, so heißt es, sind beim Mediendolmetschen höher als bei anderen Einsätzen. Ich habe im Rahmen meiner Forschungstätigkeit am DolmetschInstitut eine Reihe von Rezipientenuntersuchungen durchgeführt, bei denen Kongressteilnehmer befragt wurden, welche Erwartungen sie an eine gute Dolmetschung stellen. Die Ergebnisse verwendete ich in der Folge als Vergleichswerte. Als der ORF einmal Dolmetscher einlud, sich um Einsätze zu bewerben, nützte ich diese Gelegenheit und verteilte den Fragebogen, der schon bei den Kongressteilnehmern verwendet wurde, auch an die Leute vom Fernsehen und die Dolmetscher. Damit wurden die Erwartungen hinsichtlich Kriterien wie muttersprachlicher Akzent, angenehme Stimme, flüssige Präsentation, logischer Zusammenhang, sinn-gemäße Wiedergabe, Vollständigkeit der Information, richtige Grammatik, korrekte Terminologie erfasst.

Diese Erwartungen waren bei den ORF-Leuten für sämtliche Kriterien – mit Ausnahme der Vollständigkeit – höher als bei den Kongressteilnehmern. Dass nicht unbedingt Vollständigkeit erwartet wird, erklärt sich daraus, dass das Bild zusätzliche Informationen liefert. Eine Fernsehsendung ist ja ein Produkt, das sich aus vielen Faktoren zusammensetzt, und eine Dolmetschung, die zwar vollständig ist, aber zeitlich hinterhinkt, führt dazu, dass der Text nicht mehr zum Bild passt, was irritierend wirkt. Doch in allen anderen Aspekten waren die Anforderungen höher. Ein Vergleich mit den Einschätzungen der Dolmetscher zeigt, dass sie eine sehr präzise Vorstellung davon haben, was von ihnen erwartet wird. Wenn sie instande sind, den selbst gestellten Anforderungen bezüglich der abgefragten Kriterien zu entsprechen, dann ist davon auszugehen, dass sie eine gute Dolmetschung liefern.

Angesichts dieser höheren Erwartungen und der Arbeitssituation beim Fernsehen – kein Feedback von den Zusehern/Zuhörern, der Dolmetscher weiß nicht, in welcher Situation wer zuhört – gab es immer wieder Aussagen von Seiten der Dolmetscher, dass Fernsehdolmetschen erhöhten Stress bedeutet. Das drückt zunächst ein subjektives Empfinden aus, und man könnte dem Dolmetscher nun Überspanntheit oder mangelnde Belastbarkeit vorwerfen. Da sich Stress aber auch in Änderungen der physiologischen Parameter äußert, lassen sich durchaus auch „hard facts“ feststellen – steigende Pulsfrequenz, steigender Blutdruck, erhöhte Schweißproduktion.

Im Zuge eines von mir betreuten Dissertationsprojektes, das leider nicht zu Ende geführt wurde, sollte festgestellt werden, ob Dolmetscher tatsächlich bei ihrer Arbeit Veränderungen der physiologischen Parameter zeigen. Wir begannen mit Aufzeichnungen der Pulsfrequenz. Die Messungen wurden bei einem Medizinerkongress durchgeführt, die Versuchspersonen waren Herbert Kaiser und ich. Erstaunlicherweise war kein starker Anstieg der Pulsfrequenz festzustellen – sie lag bei knapp über 70 Herzschlägen pro Minute. Das kam anfangs unerwartet, bei weiterer Überlegung aber muss man sagen, dass alles andere fatal wäre. Wenn ich jedes Mal in der Kabine eine Pulsfrequenz wie beim Joggen am Sonntag im Wienerwald hätte, würde ich wahrscheinlich heute nicht hier stehen. Ein routinierter Dolmetscher geht mit Stress ganz anders um als ein Anfänger. Um die Werte mit jenen von Anfängern zu vergleichen, führte ich die Messungen dann auch in einer Dolmetschübung an der Universität durch: Die Probanden waren Freiwillige, es war keine Prüfungssituation, und es handelte sich um einen vorbereiteten Text. Dennoch zeigten sich Werte um 120. Wichtig dabei ist die subjektive Natur von Stress: Stress hängt damit zusammen, ob ich das Gefühl habe, dass ich einer Aufgabe gewachsen bin – oder nicht. Eine einfache Übungssituation ist für einen Studierenden offensichtlich sehr viel belastender als eine Fachkonferenz für einen geübten Dolmetscher.

Aus eigener Erfahrung meinte ich dann, dass ich aber auch Situationen kannte, in denen das subjektive Stressempfinden höher war.

So wurden die nächsten Messungen bei einer Live-TV-Situation durchgeführt.

Die Technik ist relativ einfach: Es wird eine kleine Elektrode am Finger befestigt, von der ein Kabel zum Messgerät führt. Bei der Sendung handelte es sich um die Übertragung der

Hochzeit von Prinz Edward. Es war eine sehr lange Aufnahme, und außer den Bibelstellen gab es keine Texte – der Predigttext war unbekannt. Die mittlere Pulsfrequenz war mit 82,4 deutlich höher als bei dem „normalen“ Kongress.

Abschließend ein paar kurze Bemerkungen zum „Dolmetschen morgen“:

Was gibt es – abgesehen von den durch Videokonferenzen und Mediendolmetschen ausgelösten Veränderungen und Anforderungen an die Dolmetscher – wirklich Neues?

Eine neue Entwicklung, die meiner Meinung nach zunehmend an Bedeutung gewinnen wird, ist die Verbreitung einer Dolmetschung (z.B. bei der Hauptversammlung eines internationalen Konzerns) via Internet. Eine der größten Herausforderungen im digitalen Zeitalter ist die Klärung der Urheberrechte im Internet und in digitalen Informationsnetzen. Der Schutz von Werken, die ins Internet gestellt werden, ist problematisch. Es besteht die Gefahr, dass geistiges Eigentum ohne Entgelt verwertet bzw. missbraucht wird. Die WIPO hat bereits auf die neuen Technologien reagiert und zwei Verträge (WIPO Copyright Treaty und WIPO Performances and Phonograms Treaty) ausgearbeitet, die Urheber literarischer oder künstlerischer Werke – vor allem im Zusammenhang mit der Verbreitung über das Internet – schützen. Grundgedanke ist, dass die Vertragsstaaten rechtliche Rahmenbedingungen

schaffen müssen, die den Urhebern Kontroll- und Vergütungsrechte sichern. Der Schutz der Urheberrechte muss auch bei Verbreitung der Werke mittels neuer Technologien gewährleistet sein. (Österreich ist diesen Verträgen übrigens bis dato nicht beigetreten.)

Für einen Dolmetscher ist bei der Einspeisung der Dolmetschung ins Internet zu beachten, dass dadurch ein vielfach größeres Publikum Zugang zur Dolmetschung hat als beim Dolmetschen anlässlich einer Veranstaltung, wo meist nur ein zahlenmäßig beschränkter Teilnehmerkreis anwesend ist. Durch Veröffentlichung im Internet kann die Dolmetschung gespeichert werden, sodass ein wiederholtes Abspielen möglich ist. Der Dolmetscher ist damit einem erhöhten Risiko der Kritik und Überprüfbarkeit seiner Leistung ausgesetzt. Diese zusätzlichen potenziellen Verwertungsmöglichkeiten für die Allgemeinheit sollte sich der Dolmetscher womöglich finanziell abgelten lassen. Hier könnte der Verband die Aufgabe übernehmen, sich mit dieser Problematik auseinander zu setzen, für die Mitglieder aktiv zu werden und beispielsweise Richtlinien auszuarbeiten.

An lohnender Arbeit für den Berufsstand des Dolmetschers dürfte es der UNIVERSITAS somit auch in den nächsten fünfzig Jahren nicht fehlen.

Dolmetschen bei den Internationalen Organisationen

Auszug aus einer Bedarfsstudie des Internationalen Konferenzdolmetscherverbandes AIIC

Dr. Birgit Strolz, AIIC Training Committee

Die Entwicklung auf dem Sektor Konferenzdolmetschen wird nicht nur von den Dolmetschern, sondern auch von ihrer internationalen Standesvertretung (Association Internationale des Interprètes de Conférence – AIIC) und vielen internationalen Organisationen (IO), die Dolmetscher als Beamte oder Freiberufler beschäftigen, mit wachsender Besorgnis verfolgt. Es herrscht schon heute eine nicht zu übersehende quantitative und qualitative Kluft zwischen Angebot und Nachfrage, die sich in Zukunft mit Sicherheit noch vertiefen wird. Auf der einen Seite stehen Dolmetscher, die keine Beschäftigung in ihrem angestrebten Beruf finden und auf der anderen Seite IO, die ihren Bedarf nicht decken können.

Ursache für diese Entwicklung sind zwei Faktoren: Zum einen das Auftreten neuer Konferenzsprachen im Zuge der Erweiterung der EU und zum anderen der in den nächsten fünf bis zehn Jahren abzusehende massive Abgang von beamteten Dolmetschern in die Pension.

Um dieser Diskrepanz gegensteuern zu können, hat die AIIC zwei ihrer Ausschüsse – das Training Committee (TC) und das Staff Interpreters Committee – beauftragt, im Rahmen einer Bestandsaufnahme konkrete Fakten über die zu erwartende Entwicklung zu erheben.

Zur Durchführung der Studie wurde ein Fragebogen an 24 IO gesandt, von denen 11 geantwortet haben. In der folgenden Darstellung der eingegangenen Ergebnisse beschränke ich mich anlassbedingt auf jene Organisationen, die für Dolmetscher mit Deutsch (DE) interessant sein könnten. Es sind dies: EU-Generaldirektion Service Commun Interprétation de Conférence (GD-SCIC), Europäisches Parlament (EP), Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO), North Atlantic Treaty Organization (NATO), Organization for Economic Cooperation and Development (OECD), United Nations (UNO-New York), Camera dei Deputati, Rom. Die vollständige Studie wird nach Annahme durch die Generalversammlung der AIIC 2005 unter der Adresse www.aiic.net verfügbar sein.

Die 5 an die IO gerichteten Fragen lauteten:

1. Größe des Dolmetscherdienstes (Zahl der Beamten) sowie Alterspyramide;
2. Können pensionierte Dolmetscher als FL weiterbeschäftigt werden;
3. Defizitäre Sprachkombinationen;
4. Einstellung aufgrund von Auswahlverfahren oder Tests und Erfolgsrate;
5. Zusammenarbeit mit Universitäten.

Die nachfolgenden Angaben beziehen sich im Großen und Ganzen auf angestellte Dolmetscher. Es darf aber nicht vergessen werden, dass jede Veränderung im Dolmetscherbeamtenbestand bei unverändertem Sprachenregime zwangsläufig Auswirkungen auf die Situation der Freiberufler hat. Außerdem engagieren viele der IO Freiberufler für Sprachen, die nicht Amtssprachen sind, aber fallweise dennoch als Arbeitssprachen verwendet werden, wie zum Beispiel Deutsch.

SCIC und EP

Von diesen beiden weltweit größten Dolmetscherdiensten für Angestellte und Freiberufler wurden die detailliertesten Statistiken vorgelegt.

Der SCIC, der die EU-Institutionen mit Ausnahme des Parlaments mit Dolmetschern bedient, vergibt ein Arbeitsaufkommen von 11.000 Dolmetschertagen pro Jahr in einer Bandbreite von 2 - 20 Sprachkombinationen. Auf Grundlage einer politischen Entscheidung wird dieses Arbeitsaufkommen im Verhältnis 50:50 zwischen Beamten (Permanents) und Freelance-Dolmetschern (FL) aufgeteilt (FL sind allemal billiger).

Der Dolmetscherdienst der EU15 umfasste am 1.1.2003 insgesamt 446 Beamte. Seitdem sind im Zuge der Erweiterung hauptsächlich für die neuen Sprachen 57 neue angestellte Dolmetscher hinzugekommen. Die Rekrutierung geht weiter.

Das Pensionsalter liegt auch nach der Reform des Beamtenstatuts für über Fünfzigjährige mit entsprechender Anzahl von Dienstjahren weiterhin zwischen mindestens 60 und höchstens 65 Jahren. Eine Weiterbeschäftigung von pensionierten Beamten, also auch Dolmetschern, als FL ist in der EU ausgeschlossen.

Bei einem Durchschnittsalter von 42,9 Jahren beträgt der Anteil an über fünfzigjährigen Permanents im SCIC 22,7%, d.h. dass in den nächsten 5 bis 10 Jahren zwangsläufig und ohne Berücksichtigung eventueller freiwilliger Abgänge fast ein Viertel der Dolmetscherbeamten in Pension geht. Nun ist die Alterspyramide in den einzelnen Kabinen aber sehr unterschiedlich. Die Kabinen der Gründungssprachen sind erwartungsgemäß die ältesten, da seinerzeit Jungdolmetscher eingestellt wurden, die den Bedarf mit Ausnahme der neu hinzugekommenen Sprachen durch lange Jahre deckten und ihre Sprachkombinationen vielfach auch erweiterten.

Die ältesten Kabinen im SCIC sind heute die französische (FR) mit 36%, die deutsche (DE) mit 37%, die englische (EN) mit 28%, die italienische (IT) mit 28% und seltsamerweise die dänische (DA) mit 32% über Fünfzigjährigen.

Wenn für die alten Sprachen die Dolmetschereinstellungen eingefroren werden, dann fehlen in den nächsten 5 – 10 Jahren für FR 11, für DE 7, für EN 8 und für IT 5 Dolmetscher. Ihre Nachbesetzung scheint schon deswegen unumgänglich, weil die Sprachen der Gründungszeit die häufigsten Passivsprachen der Dolmetscher sind und deshalb als Relaisprachen zumindest in absehbarer Zukunft unverzichtbar sind.

Für die Erweiterungssprachen wurden bisher nicht nur (56) Beamte über das Auswahlverfahren rekrutiert, sondern bis zum 1.9.2004 auch 406 Freiberufler mittels Test akkreditiert.

Der Dolmetscherdienst des Europäischen Parlaments zählte bis zur Erweiterung 223 Permanents, die seither um ein halbes Hundert ergänzt wurden. Auch hier ist der Einstellungsprozess noch nicht abgeschlossen.

Bei einem Durchschnittsalter von 45,9 Jahren sieht die Alterspyramide auch im EP für die Gründungssprachen sowie DA kopflastig aus: Älter als 50 Jahre sind in den Kabinen DA: 71%, NL: 57%, IT: 40%, EN: 36%, FR: 39% und DE: 33%.

Zu den defizitären Sprachkombinationen zählen beim SCIC alle 9 Erweiterungssprachen aktiv und passiv. Im Rat werden schon heute Polnisch, Tschechisch, Ungarisch, aber auch Rumänisch, Bulgarisch, Kroatisch und Türkisch aktiv viel gebraucht. Daneben besteht aber auch Bedarf an DE, EN und FR in Kombination mit jeweils unterschiedlichen passiven Sprachen.

Die zukünftige Entwicklung ist schwer vorauszusagen und hängt von der praktischen Umsetzung des Vielsprachigkeitsprinzips ab. Ein Ratsbeschluss aus 2004 sieht immerhin die Reduzierung der Verdolmetschung für den Rat um die Hälfte vor. Das effiziente Mittel zur Erreichung dieses Ziels ist die bereits praktizierte Mitfinanzierung der Staaten, die in den ersten zwei Monaten nach Beitritt einen Sprachenbedarf für die neuen Sprachen zwischen 20% (Estnisch) und 60% (Polnisch) ergab.

Defizitäre Sprachen im EP sind nicht nur die Erweiterungssprachen aktiv und passiv, sondern auch hier die häufigsten Passivsprachen. Es sind dies EN und FR gefolgt von DE, ES (Spanisch) und IT. Ebenfalls defizitäre Aktivsprachen sind Dänisch, Schwedisch (SU), Finnisch (SF), Griechisch (GR), Niederländisch.

Auch das Parlament hat einen Verhaltenskodex für die Vielsprachigkeit verabschiedet und darin bis zur „vollständigen Bewältigung der Vielsprachigkeit“ eine Vorrangliste für die Bedienung der EP-Sitzungen festgelegt: In Straßburg und Brüssel gilt für Plenarsitzungen, große Fraktionen und große Ausschüsse weiterhin die Vollsprachenregelung. Für viele Sitzungen wird ein gemischtes System, B oder C nach A und A nach B, also „retour“, vorgesehen. Eine aktive B-Sprache wird also zunehmend auch in EU-Kreisen wichtig. Beste Kombinationen sind auf jeden Fall die großen Passivsprachen und eine oder zwei seltenere Sprachen (Erweiterungssprachen oder schon heute defizitäre Sprachen wie NL oder DA).

Die Einstellung erfolgt bei SCIC und EP aufgrund von Auswahlverfahren. Die Erfolgsrate für Beamte betrug beim SCIC für die „alten“ Sprachen im Durchschnitt zwischen 20 und 25%, für die „neuen“ Sprachen zwischen 0 und 25%. Bei den FL-Tests lag die Erfolgsrate 2002 für die alten Sprachen bei 30%, für die Erweiterungssprachen bei 20%. Seit Beginn dieses Jahres werden die Auswahlverfahren von SCIC und EP gemeinsam durchgeführt.

Als Hauptgründe für das beunruhigend häufige Scheitern bei den Auswahlverfahren bzw. Tests werden sowohl vom SCIC als auch vom EP in erster Linie die ungenügende Beherrschung der Simultan- und Konsekutivtechnik und zweitens die unzureichende Beherrschung der Muttersprache noch vor dem ungenügenden Verständnis der Passivsprachen angegeben. Häufig bemängelt wird auch unzureichendes Allgemeinwissen.

Sowohl SCIC als auch EP halten engen Kontakt mit den Ausbildungsstätten. Vom SCIC wurde die jährliche Konferenz „SCIC-Universités“ mit den wichtigsten europäischen Dolmetschereinstellungen initiiert. Er bietet finanzielle Unterstützung

für Institute, Stipendien für Studenten im letzten Ausbildungsjahr, pädagogische Unterstützung bei der Dolmetscherausbildung und die Möglichkeit von Studentenbesuchen bei den europäischen Institutionen mit Übungsmöglichkeit in stummer Kabine in Brüssel. Das erfolgreiche Programm der Eingliederung von Jungdolmetschern („insertion“) wurde aus Kostengründen leider gestrichen. Es ist zu hoffen, dass in irgendeiner Form doch wieder ein Nachfolgeprogramm geschaffen wird.

UNO

Da von der UNO-Wien keine Antwort erfolgte, soll kurz das Ergebnis der UNO-New York beleuchtet werden, da abgesehen von der Größe des Dolmetscherdienstes das System dasselbe ist.

Die UNO-New York beschäftigte Ende 2004 in ihrem Dolmetscherdienst 128 beamtete Dolmetscher. Bei einem Pensionsalter von 60 Jahren gehen 50% der jetzigen Dolmetscher der englischen und französischen Kabine in den nächsten 5 Jahren in Pension.

Eine Weiterbeschäftigung pensionierter Dolmetscher als FL ist bei den UN-Organisationen möglich und auch üblich, praktisch bis 20 Jahre nach Pensionsantritt.

Gesuchte Sprachkombinationen sind schon jetzt und in 5 Jahren EN + FR mit Russisch als B- oder C-Sprache. Deutsch wird bei der UNO nur in Ausnahmefällen und auf Kosten der beantragenden Länder geboten und dann meist mit FL besetzt.

Die Einstellung erfolgt mittels anonymer Auswertung eines aufgezeichneten Dolmetschertests. Über die Erfolgsrate liegen keine Informationen vor. In New York werden jedenfalls vornehmlich erfahrene Dolmetscher und kaum Berufsanfänger eingestellt.

In Bezug auf die Kontakte mit Ausbildungsstätten wurden auch keine Angaben gemacht. Sie sind bei der UNO-New York wahrscheinlich selten, da an der amerikanischen Ostküste keine Dolmetscherausbildung mehr angeboten wird.

NATO

Die NATO in Brüssel beschäftigt 38 angestellte Dolmetscher, 63% davon sind über 50 Jahre alt und gehen bei einem Pensionsalter von mindestens 60 und höchstens 65 in den nächsten 5 – 10 Jahren in Pension. Die Permanenten der NATO arbeiten EN und FR in beide Richtungen („bi-aktiv“). Eine deutsche Kabine wird für hochrangige Sitzungen gegebenenfalls von der deutschen Delegation gestellt und liefert neben der Übersetzung vom EN und FR ins DE einen retour in eine der beiden Amtssprachen, meist ins Englische. Da in allen Organisationen heute Sparmaßnahmen angesagt sind, werden die FL zunächst auf dem lokalen Markt gesucht, was für DE-Dolmetscher bei Tagungen außerhalb des Amtssitzes interessant ist.

Pensionierte Dolmetscher können bis zum Alter von 70 Jahren als FL weiterbeschäftigt werden.

Defizitäre Sprachkombinationen sind EN und FR als solide aktive B-Sprache, da bei der NATO normalerweise aus einer Kabine in beide Richtungen gedolmetscht wird. Nachbesetzungen erfolgen aufgrund von Prüfungen, deren

Erfolgsrate in den vergangenen 4 Jahren zwischen 20 und 50% lag.

Als Hauptursachen für Prüfungsversagen wurden fehlende Allgemeinbildung, ungenügende Genauigkeit der Wiedergabe, unzureichendes Verständnis der Passivsprache und unzureichende Beherrschung der Muttersprache genannt.

Der Kontakt mit Ausbildungsstätten erfolgt in Form der Teilnahme von NATO-Dolmetschern an Prüfungsjurys bei Dolmetscherprüfungen, Unterricht und Übungsangebot in stummer Kabine. Ein eigenes Heranführungssystem für Jungdolmetscher existiert unter anderem aus sicherheitstechnischen Gründen nicht.

OECD

Die OECD hat einen Dolmetscherstab von 20 Personen, die ebenfalls in beide Arbeitssprachen, EN und FR, aktiv dolmetschen. Bei einem Pensionsalter von 65 Jahren sind 65% der heute dort tätigen Dolmetscher über 50 Jahre alt. 40% der Dolmetschertätigkeit wird von FL abgedeckt.

Auch hier ist die Weiterbeschäftigung pensionierter Dolmetscher möglich und üblich.

Nachwuchssorgen macht sich die OECD in Augenblick nicht. Der künftige Sprachenbedarf wird vornehmlich bei bi-aktiven Kombinationen RUSS-EN, CHIN-EN, JAP-EN oder SP-EN gesehen. Der Bedarf an Deutsch nimmt in der OECD kontinuierlich ab.

Keine Angaben wurden zur Rekrutierung gemacht. Sie erfolgt anscheinend über Beurteilung durch den Chefdolmetscher.

Kontakte mit den Universitäten finden regelmäßig statt. Zahlreiche Permanents unterrichten und sitzen in Prüfungsjurys an den Pariser Ausbildungsstätten ESIT und ISIT, aber auch im Ausland (ETI Genf, Universität Leeds). Studenten werden Übungsmöglichkeiten in stummer Kabine geboten.

FAO

Bei der FAO in Rom, einer Organisation der Familie der Vereinten Nationen, sind Amtssprachen die UNO-Sprachen mit Ausnahme von Russisch. Gegenwärtig sind nur 3 der 8 Planposten für Dolmetscher (FR, ES, CHIN) besetzt. 3 weitere Posten sollen bis Ende 2004 besetzt werden. Die Dolmetscherposten beinhalten auch Übersetzungstätigkeiten.

Bei einem Pensionsalter zwischen 60 und 62 Jahren sind 30% der Dolmetscher über 50 Jahre alt. Eine Weiterbeschäftigung pensionierter Dolmetscher ist möglich, aber unerwünscht, und kommt, wenn überhaupt, nur für eintägige Sitzungen in Frage.

Die FAO rekrutiert allerdings massiv FL-Dolmetscher – so weit wie möglich auf dem römischen Markt – für ihre jährlichen Generalkonferenzen, bei denen auch DE Arbeitssprache ist. Defizitäre Kabinen auf dem FL-Markt von Rom sind FR, Arabisch (AR) und CHIN. Außerdem bereitet sich diese Organisation auf den Beitritt Russlands vor und sucht dafür jetzt schon Dolmetscher mit passivem RUSS. Die Dolmetscherrekrutierung erfolgt in einem offenen Auswahlverfahren, zu dem sich jeder melden kann und aus dem dann eine short list von Dolmetschern erstellt wird, die die Grundlage für die Auswahl

durch den Chefdolmetscher darstellt. Für FL erfolgt die Akkreditierung ohne Test auf Grundlage der vorgelegten Bewerbungsunterlagen und Empfehlungen.

CAMERA DEI DEPUTATI – ein Beispiel für einen nationalen Dolmetscherdienst

Auch nationale Dolmetscherdienste haben Nachwuchssorgen. So hat die Camera dei Deputati in Rom mit 6 Permanents einen Arbeitsanfall von 100 Dolmetschtagen pro Jahr zu decken und greift dabei zu 2/3 auf FL-Dolmetscher zurück. 2004 werden 5 Posten neu besetzt.

Das Pensionsalter liegt zwischen 57 und 60 Jahren.

Die Weiterbeschäftigung von pensionierten Dolmetschern ist bei der Camera dei Deputati möglich, aber unüblich.

Gesuchte Sprachkombinationen sind bi-aktive Dolmetscher EN-IT, DE-IT, ES -IT plus eine C-Sprache für die Aufnahme als Beamter.

Die Rekrutierung erfolgt mittels Auswahlverfahren mit einer Erfolgsrate von 3% beim letzten Test (3 von 104 Bewerbern).

Kontakt mit den Universitäten hält der Chefdolmetscher persönlich, der im Rahmen eines von ihm initiierten Master Lehrgangs (EMCI) an der Universität San Pio di Roma unterrichtet.

Fazit

Möglichkeiten der Beschäftigung als Dolmetscher gibt es. Allerdings scheint vielfach die Ausbildung zu diesem Beruf den Erfordernissen der Realität nicht mehr stark gerecht zu werden. Eine Hilfestellung zur Anpassung an die neuen Gegebenheiten bietet das Training Committee der AIIC allen interessierten Dolmetscherinstituten mit dem Internetbeitrag „Setting up a Conference Interpreting Training Programme“ unter www.aiic.net/ViewPage.cfm/article27. Den Studenten, die sich auf eine Berufslaufbahn als Konferenzdolmetscher vorbereiten wollen, sei die Website der AIIC mit einer umfassende Beratung unter <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/page56.htm> empfohlen.

Was kommt nach Babel?

Redaktionelle Zusammenfassung der Podiumsdiskussion von Doris Bankhamer

Die von Dipl.Dolm. Elisabeth Schwarz moderierte Podiumsdiskussion brachte ExpertInnen aus den verschiedensten Fachbereichen unseres Berufes zusammen, die aus ihrer jeweiligen Sicht über die Zukunft des Übersetzens und Dolmetschens Kurzreferate hielten, welche anschließend diskutiert wurden. Hier eine Zusammenfassung der Beiträge:



Ausbildung, Wissenschaft und Praxis – ein flotter Dreier?

Mag. Dr. Heike Lamberger-Felber, Lektorin am Institut für Translationswissenschaft und freiberufliche Konferenzdolmetscherin (AIIC) und Übersetzerin, stand vor dem „Himmelfahrtskommando, mit Startnummer 1 in nur sieben Minuten“ die Zukunft der Wissenschaft, der Ausbildung und der Praxis unseres Berufsstandes zu skizzieren:

Was die Zukunft betrifft, würde ich differenzieren. Im schriftlichen Bereich sehe ich mehr als genug Arbeit, der Begriff der Glokalisierung spricht hier für sich. Allerdings werden sich die Anforderungen stark ändern. Zum traditionellen Übersetzungsprozess, so es diesen noch gibt, kommt vieles hinzu, Stichwort Wissensmanagement. In Zeiten, wo nichts mehr heilig ist, ist es auch das Original und natürlich auch die Übersetzung nicht mehr. Das Funktionieren und der Zweck stehen im Vordergrund. Daran wird sich die Maschinenübersetzung noch lange ihre Festplatte ausbeißern. Auch die Arbeitsorganisation wird sich noch stärker verändern, wir gehen in Richtung des Translationsmanagements, wie es im Referat von Dr. Risku dargestellt wurde.

Weniger optimistisch bin ich im Hinblick auf die Zukunft des Dolmetschens. Wenn wir das gesamte Spektrum betrachten, also Kommunal- und Gerichtsdolmetschen, Gesprächs- und Verhandlungsdolmetschen, Konferenzdolmetschen auf Fachtagungen und Konferenzdolmetschen bei internationalen Organisationen und auf höchster diplomatischer Ebene, dann sehe ich die Zukunft vor allem in den beiden Extremen.

Beim Kommunal- und Gerichtsdolmetschen haben wir es mit einer Klientel zu tun, die noch nicht so angelifiziert ist. Allerdings besteht in diesem Bereich in Österreich noch ein großer Nachholbedarf bei der Professionalisierung.

Das Dolmetschen bei den internationalen Organisationen und auf höchster politischer und diplomatischer Ebene hat ebenfalls Zukunft, da Sprache Machtinstrument und Politikum ist. Ich glaube nicht, dass darauf verzichtet werden wird.

Hingegen gehe ich davon aus, dass auf Dolmetschung bei Fachkonferenzen im Bereich Medizin, Technik und Naturwissenschaft eher bald verzichtet werden wird.

Die Anforderungen an die Dolmetscher werden in Zukunft noch steigen, wobei die Dolmetschprofile zwischen dem inter-

nationalen Markt, auf dem immer mehr und immer exotischere Sprachen verlangt werden, und dem nationalen Markt, auf dem eine aktive B-Sprache, die tunlichst nicht Letztlich sein sollte, noch stärker auseinanderdriften werden.

Zu den Arbeitsbedingungen möchte ich sagen, dass ich die Angst vor dem Dolmetschturm in Brüssel, wo alle Dolmetscher in Studios gesteckt werden, von wo aus sie die ganze Welt zentral bedolmetschen, trotz des Vortrags von Dr. Kurz noch nicht ganz ad acta gelegt habe. Ganz so schlimm wird es zwar nicht werden, aber ich sehe dies als einen Aufruf an die Wissenschaft und an die Berufsverbände, rechtzeitig in den Prozess einzugreifen und diesen mitzugestalten.

Wird die Ausbildung mit all dem Schritt halten können? Ich glaube nicht, sehe das allerdings nicht so dramatisch. Der Vorwurf, nicht praxisbezogen genug auszubilden, ist nicht neu, und trotzdem finden unsere AbsolventInnen Arbeit, wenn auch teilweise in Bereichen, die von der Ausbildung her nicht ausreichend berücksichtigt werden. In der dreistufigen Ausbildung im Sinne von Bologna sehe ich eine Chance. In der ersten Stufe, dem Bachelor, sollte es gelingen, eine solide Grundlage zu vermitteln – wobei mir die Bezeichnung „Interkulturelle Wissensarbeit“ sehr gut gefällt –, die Sprache, Kultur, Textkompetenz, interaktive und multimediale Textproduktion, Informations- und Wissensmanagement sowie weitere – noch zu erfragende – Elemente umfassen sollte. Die Zeiten sind vorbei, wo wir Studierende an der Hand zu einem vorbestimmten Berufsbild führen konnten.

In der Zeit der Patchwork-Familien gibt es auch immer mehr Patchwork-Karrieren und dafür benötigen wir eine Patchwork-Ausbildung. Der Bachelor muss also eine solide Basis für den MA bilden, der verschiedene Patches anbieten könnte. Dazu gibt es an den österreichischen Instituten gute Ideen, die aber Geld kosten. Ob diese Mittel fließen werden, ist im aktuellen bildungspolitischen Klima fraglich.

In der Ausbildung werden wir auch bezüglich Englisch umdenken müssen. Ich sehe hier zwei wichtige Punkte. Erstens muss in einem breit angelegtem BA Englisch für alle Pflicht sein. Wir können keine interkulturellen Kommunikatoren ausbilden, die schlechter Englisch sprechen als ihre Arbeitgeber. Zweitens müssten wir einen eigenen BA oder spezielle MAs für Englisch in Kombination mit Deutsch anbieten, weil es für Englisch im deutschen Sprachraum Berufsbilder gibt, die für keine andere Sprache zutreffen.

Um die Translationswissenschaft mache ich mir am wenigsten Sorgen. Um Prof. Dr. Prunč zu zitieren, sind wir bei der Verunft angeht. Die Bestseller haben wohl Recht, Männer und Frauen und auch Theorie und Praxis sprechen zwar verschiedene Sprachen, aber als Kommunikatoren sollte es uns gelingen, diesen Graben zu überbrücken. Die Translationswis-

senschaft leistet einen wichtigen Beitrag zur Professionalisierung, und sie kann berufsgestaltend und berufsprägend und vor allem strukturierend wirken. Eine wichtige Rolle hat sie in der Ausbildung, da „learning by doing“ einfach zu langsam ist. Wir brauchen mehr Effizienz, eine systematische Vermittlung von Kompetenzen, die ständig komplexer und umfangreicher werden. Die Lehrenden sind nicht mehr in der Lage, alle Kompetenzen aus dem eigenen Erfahrungsschatz zu unterrichten.

Zum Schluss ein Wunsch, um nochmals auf das Bild von Prof. Prunč zurückzukommen: eine Partnerschaft mit Happy End. Allerdings sehe ich die Zeit gekommen, dass Praxis, Wissenschaft und Ausbildung einen flotten Dreier eingehen.

Und was kommt nach Babel? Ich meine: Brüssel!

Endstation Straßenbahn?

Mag.phil.Mag.Dr.iur. Elisabeth Tichy-Fisslberger, früher bei der Europäischen Kommission im Dolmetscher- und Konferenzdienst (SCIC) tätig und heute stellvertretende Leiterin der Sektion für Wirtschafts- und Europapolitik im Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten, beantwortete die Frage, ob interkulturelle Kommunikation mehr sei als Übersetzen und Dolmetschen.

Ich könnte es mir leicht machen und ja sagen. Aber ich möchte meine Antwort doch etwas umfassender ausführen. 1988 habe ich meine Tätigkeit als Dolmetscherin beendet, das Leben in den Kabinen aber weiterhin von außerhalb verfolgt, da ich einen Großteil meiner Zeit in Sitzungen in Brüssel verbracht habe.

Antoine de Saint-Exupéry hat einmal gesagt, die Sprache sei die Quelle aller Missverständnisse. Dahingegen hat der ehemalige italienische Außenminister Sonnino, allerdings Bezug nehmend auf die Muttersprache, gemeint, dass die Sprache nicht wie eine Straßenbahn sein dürfe, die einen nur in die Nähe bringe, sie müsse einen – wie ein Taxi – zum richtigen Punkt führen. Schwieriger gestaltet sich das natürlich in der Übertragung von einer Sprache in die andere, bei der es ja nicht um das reine Ersetzen von Wörtern geht, sondern auch das Mitschwingen von Ausgesprochenem und Unausgesprochenem berücksichtigt werden muss. Dies erfordert einiges an Wissen über die Länder, Völker und Personen, ob nun in Brüssel oder in Babel.

Einheit in der Vielfalt ist gemäß der neuen Verfassung der Leitanspruch der EU, und dies ist eine enorme Herausforderung. Um zwischen Sprachen mitteln zu können, bedarf es eines großen Wissens über Kommunikationstraditionen. Für manche Völker ist jede Art von Sprache Kunst, und deren Redner können sich einfach nicht kürzer fassen. In einigen Ländern spricht man so kurz und offen wie möglich, in anderen lieber um den Brei herum. Es gibt Kulturen, in denen man nicht Nein sagen kann, und es gibt wahrscheinlich solche, wo man nicht Ja sagen kann. Religion, Geschichte und Klima zeigen ihre Auswirkungen, und der Dolmetscher muss dies alles mit einbringen.

In meiner Ausbildung wurde dies durch das Fach Landeskunde berücksichtigt. Diese ist besonders wichtig, wenn man auf bilateraler Ebene, etwa bei Staatsbesuchen, dolmetscht. Hier hat der Dolmetscher am ehesten die Chance, ein Taxi und keine Straßenbahn zu sein. Auch in einem anderen Bereich ist

Wissen über Sensibilitäten, Geschichte und Humor, der ja von Kultur zu Kultur stark variiert, wichtig, nämlich in der Öffentlichkeitsarbeit, die sich mit dem Vermitteln von Botschaften von Insidern an Nicht-Insider beschäftigt. Es gilt, in fremden Sprachen kulturgerecht zu begeistern und zu überzeugen.

Die Konferenzdiplomatie entspricht eher der Straßenbahn, man kann dabei nicht perfekt sein. Einerseits ist es leichter, weil nicht soviel multikulturelle Geburtshilfe geleistet werden muss, da die Spieler einander kennen. Konferenzdiplomatie ist ein Insidergeschäft, es gibt die Spezies Konferenzteilnehmer, die einander gut kennen, wissen, was sie erwartet und was der andere sagen wird. Was sie sich vom Dolmetscher erwarten, ist, dass er es ihnen erspart, sich in der Fremdsprache zu blamieren. Schwierig ist, dass die Leute einander kennen, das Fachvokabular besser beherrschen als der Dolmetscher und eine gemeinsame Sprache sprechen: schlechtes Englisch. In dieser Sprache haben sie bereits einiges erledigt, und darauf wollen sie aufbauen. Da man selbst aber nicht dabei gewesen ist, weiß man oft nicht, welche Sprachnuance gewählt und welche Formulierungen verworfen wurden und kann leicht in diese Falle tappen.

Nun zur Erweiterung. Gleich bleibt, dass Sprache Prestige ist, und je kleiner die Sprache, desto größer das Prestigedenken. Daher wird in Brüssel die Verwendung der 20 Sprachen in rechtlicher Hinsicht aufrechterhalten bleiben, auch wenn die Anzahl der Sprachen zur Qualität der Dolmetschungen in umgekehrter Proportion steht. Aber nicht nur das Dolmetschen bei Sitzungen mit 20 Sprachen ist schwierig, auch das Übersetzen von Texten ist nicht leicht. Ein Beispiel war die Verwirrung um die Bezeichnung des Euro in mehreren Beitrittsländern. Der Fehler hatte sich in den Beitrittsverträgen eingeschlichen, wurde aber erst im Zusammenhang mit der europäischen Verfassung entdeckt, weil niemand in Brüssel in der Lage war, die Übersetzungen zu korrigieren.

Die Diversität wird immer größer. Ein recht polyglotter EU-Abgeordneter formulierte es so: „Früher habe ich zumindest noch gewusst, welche Sprache ich gerade nicht verstehe.“ Ein weiteres Kuriosum ist, dass Russisch infolge der Erweiterung eine neue „lingua franca“ bildet, und zwar unter Leuten, deren Gemeinsamkeit die Abneigung gegen Russland ist.

Mit der Erweiterung wurde ein neues System eingeführt, nach dem entschieden wird, welche Sprache wo zu verwenden ist. Auf politischer Ebene, im Parlament und bei den Ministerräten werden weiterhin alle Sprachen verwendet. Auf den Ebenen darunter wurde das System „Request and Pay“ eingeführt: Dem Rat ist jeweils zum Halbjahr mitzuteilen, in welchen Gremien welche Sprachen erforderlich sind. Die Dolmetschung hat der Anforderer zu bezahlen. Welche Auswirkungen dieses System haben wird, kann ich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen. Wie bei der letzten Erweiterung fehlen jedoch Dolmetscher in den neuen Sprachen.

Müssen die Dolmetscher umdenken? Wir alle wissen, dass es ein schwieriger Beruf ist. In meiner aktiven Zeit konnte ich noch ältere Semester, die für den Völkerbund gearbeitet hatten. Damals war ein Dolmetscher ein Weltstar. Heute bekommen wir weniger Blumen, dafür sind die Anforderungen gestiegen, nicht nur was die Sprachen anbelangt – Englisch und Französisch werden in Brüssel automatisch vorausgesetzt – sondern auch in punkto Fachwissen und Anpassungsfähig-

keit. Ich glaube, dass Sie sich auf neue Probleme einstellen müssen. Dazu ein Beispiel: Die frühere österreichische Außenministerin hatte spanischen Besuch, mit dem sie sich auf Spanisch unterhielt. Die übrigen Anwesenden verstanden wenig. Daraufhin wurde der Dolmetscher um eine Zusammenfassung gebeten. Das fällt schwer, wenn man gewohnt ist, akribisch genau zu notieren und wiederzugeben.

Was das Simultandolmetschen anbelangt, muss ich gestehen, dass ich als Sitzungsteilnehmerin nicht gerne zuhöre. Es strengt an, und man schweift in Gedanken leicht ab – das muss man auf Seiten der Dolmetscher bedenken. Torberg sagte einmal, dass Dolmetscher sein bedeute, Analphabet in mehreren Sprachen zu sein. Dies lässt sich widerlegen – ich wünsche Ihnen viel Mut. Auch wenn vieles sich nicht verbessert hat, wird Ihre Funktion immer notwendig sein.

Kein Pfingstfest für Übersetzer

Reinhard Hoheisel, M.A., Sprachkoordinator für Deutsch im Übersetzungsdienst der Europäischen Kommission, berichtete über die Situation im Übersetzungsdienst der EU nach der Erweiterung.

Um nochmals die Bibel zu bemühen, gab es nach Babel ja noch eine Gelegenheit, bei der die Sprachverwirrung aufgehoben wurde, allerdings nur mündlich, das heißt, wir Übersetzer waren davon nicht betroffen.

Wie gehen wir also nun mit 20 Amtssprachen um, bzw. wie sollten oder müssen wir damit umgehen?

Welche Sprachen Amtssprachen sind, und nach welchen Grundsätzen sie verwendet werden, kann nur vom Rat einstimmig verändert werden. Diese Einstimmigkeit ist die Zukunftssicherung. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eines Tages der deutsche und der österreichische Bundeskanzler strahlend vor die Kameras treten und erklären: „Wir haben heute auf die Benutzung von Deutsch in der EU verzichtet“. Das gilt für alle Länder.

Regelungen bestimmen also die Verwendung der Amtssprachen, wobei im Kontakt mit Einzelnen die Amtssprache zu verwenden ist, die diese Person wählt. Erwähnt sei nur, dass Amtssprache nicht mit Muttersprache gleichzusetzen ist. Es gibt eine Reihe europäischer Sprachen, die nicht Amtssprachen der EU sind. In den Amtssprachen abgefasst werden müssen alle Dokumente von allgemeiner Bedeutung wie etwa die EU-Rechtvorschriften. Dies geschieht im Allgemeinen so, dass ein Text aus ein bis zwei Ausgangssprachen in die anderen Amtssprachen übersetzt wird. Alle Texte haben gleiche juristische Geltungskraft, alle sind gewissermaßen Originale. Dies erscheint mir auch sehr vernünftig: die EU setzt in erheblichem Maß Recht, das in den Mitgliedsstaaten unmittelbar gilt. Die Bürgerinnen und Bürger müssen es verstehen können, und dazu muss es in einer Sprache abgefasst sein, die sie beherrschen. Es wäre auch inakzeptabel, dass jemand, der sich mit einer Frage oder Beschwerde an die EU wendet, auch noch die Übersetzungskosten zu tragen hätte. Wenn die Kommission ihre Politik den Bürgern näher oder sogar nahe bringen will, wird sie das in einer Sprache tun müssen, die diese verstehen.

Oft hört man, dass die EU durch die vielen Amtssprachen paralysiert werde, und dass es so nicht gehe. Ich bin vom

Gegenteil überzeugt: nur durch die Benutzung der Amtssprachen kann die EU funktionieren, sie bewahrt sie vor dem Zerbrechen.

In zwei bis drei Jahren werden ja voraussichtlich noch zwei weitere Sprachen hinzukommen. Die Kommunikation ist sicherlich nicht einfach, aber für den Übersetzungsdienst durchaus zu bewältigen. Der Vorteil der Übersetzung ist, dass sie nicht gleichzeitig mit dem Original entstehen muss, die Übertragung der Texte kann durchaus nacheinander erfolgen. Weiters gibt es technische Hilfen wie Memories und Terminologiedatenbanken, die unsere Arbeit erleichtern, leider aber auch verarmen lassen. Hier möchte ich den Slogan eines Herstellers von Übersetzungsunterstützender Software kommentieren, der lautet: „Wir nehmen Ihnen das Langweilige ab und überlassen Ihnen das Kreative“. Versuchen Sie einmal, scheinbar kreativ zu sein!

Vereinfacht wird unsere Tätigkeit dadurch, dass in den Organen der EU fast ausschließlich Englisch und Französisch verwendet wird, wobei das Englische stetig an Boden gewinnt. Die Englisch- und Französischübersetzer übersetzen also aus den vielen Ausgangssprachen in ihre Sprachen, damit die Inhalte im Haus intern bearbeitet werden können. Die Übersetzer für die übrigen Sprachen übertragen dann die Texte aus dem Haus in die restlichen Amtssprachen. So sind 96 % der Texte, die ins Deutsche übersetzt werden, in englischer oder französischer Sprache verfasst. Die einzige Veränderung ist, dass das Französische immer mehr zurückgeht.

Durch die neuen Sprachen waren wir vor zwei Probleme gestellt. Erstens war es schwierig, Übersetzer zu finden. Zweitens haben die neuen Mitgliedstaaten den Acquis erst gegen Ende des Jahres vollständig übersetzt. Es galt daher Recht, das niemand verstand. Im April 2004 hatten wir nur 80 Übersetzer für die zehn neuen Sprachen, 2005 hoffen wir, bereits über 450 Übersetzer verfügen zu können. Dann kann man die Sache gelassener sehen. Der Rat hat glücklicherweise eine Sondermaßnahme getroffen und beschlossen, dass für eine Frist von drei Jahren nicht alle Texte ins Maltesische übersetzt werden müssen. Verpflichtend ist die Übersetzung für die direkten Kontakte.

Im Sinne einer Nachfragedrosselung haben wir genau überprüft, welche Texte wirklich aus rechtlichen Gründen übersetzt werden müssen. Außerdem wurde die Länge auf 15 Seiten beschränkt, was den Diensten keine Freude bereitete, weil kürzer schreiben länger dauert. So kam es dazu, dass zehn Seiten Schmus produziert wurden und, sobald es zur Sache ging, diese in die technischen Anhänge verbannt wurde, die nicht übersetzt werden müssen. Allerdings wehren sich die Mitgliedstaaten inzwischen gegen diese Praxis.

Die Erfahrung mit dem Beitritt Finnlands hat gezeigt, dass es drei bis fünf Jahre dauert, bis ein neuer Sprachendienst normal läuft. Bis 2006 hoffen wir, den Rückstand abgebaut zu haben. Zur Zeit ist die Lage jedoch gespannt. Überraschend war für uns, dass es so schwer war, Leute zu finden. Aus Polen mit seinen 60 Millionen Einwohnern waren wohl Übersetzer aufzutreiben, aber im Fall von Estland mit 2,5 Millionen Einwohnern, von denen ein Drittel Russisch spricht, war es schon nicht mehr so einfach. Besonders schwierig gestaltet sich die Situation in Malta, wo es keine Übersetzer und auch keine Übersetzerausbildung gibt. Hingegen gibt es diese sehr wohl

in Slowenien, aber die Kollegen scheinen keine Lust zu verspüren, ihr schönes Land zu verlassen, um nach Brüssel zu gehen. Aber wir wollen nicht auf den Slowenen herumhacken, die Rückwanderungsquote der Österreicher aus dem Übersetzungsdienst ist auch beachtlich. Trotzdem besteht die Hoffnung, dass diese Probleme bald überwunden sein werden.

Wie gestaltet sich die Sicherung, dass bei 20 Sprachen in allen Texten wirklich dasselbe steht? Hierauf haben wir eine technische Antwort gefunden. Jedes Übersetzungsproblem wird elektronisch abgespeichert. Wenn sich keine Lösung findet, reden wir darüber. Mit 20 haben wir das noch nicht gemacht, aber zu elft hat es gut funktioniert. Mit etwas Glück ist auch jemand vom Auftraggeberdienst dabei, um unklare Konzepte zu erläutern.

Wir brauchen ausgezeichnete Fachleute. Unsere Translatoren werden in Auswahlverfahren geprüft, wobei der Abschluss ein beliebiger sein kann. Ob sie übersetzen können, stellen wir im Auswahlverfahren fest. Leute mit einem Studium und einer Übersetzer Ausbildung sind selten. Daran könnte das BA/MA System nach Bologna etwas ändern. Der „European Master of Conference Interpreting“ und der „European Master of Translation“ zeigen die Richtung auf, in die es gehen wird. Wenn die Übersetzungsinstitute diese Entwicklung verpassen, sehe ich ihre Zukunft gefährdet.

Bei den Auswahlverfahren zeigt sich auch immer wieder, dass ein Übersetzerstudium nicht immer ausreichende Kompetenz in der Muttersprache gewährleistet. Die Kandidaten scheitern nicht an den fremdsprachlichen Texten, sie scheitern an der Qualifikation in der Muttersprache. Meine dreifache Empfehlung an die Ausbildung lautet daher: Muttersprache, Muttersprache und – Sie haben es bereits erraten – noch einmal Muttersprache.

Babel – Brüssel, Relais und Retour

Mag. Ursula Paulini-Smith, Leiterin des Referats Deutsche Verdolmetschung in der GD Dolmetschen der Europäischen Kommission, sprach über die Veränderungen im Bereich Dolmetschen.

Wie heute bereits erwähnt wurde, ist der Weg von der Universität Innsbruck zur UNIVERSITAS schwierig, also habe ich den Umweg über Brüssel gewählt. Es freut mich als Österreicherin aber, einmal auch vor heimischem Publikum zu sprechen.

Wie gehen die Dolmetscher in Brüssel mit Babel um? Es gab zahlreiche Veränderungen, die ich hier schwerpunktmäßig skizzieren will.

Brüssel wird oft als enormer Verwaltungsapparat dargestellt, und die Frage, ob er sich mit der Erweiterung noch weiter aufblähen wird, kann ich zumindest für den Dolmetschdienst nur bejahen. Unsere Generaldirektion war die erste, die eine beträchtliche Erhöhung der Planstellen für Beamte aus den neuen Mitgliedstaaten in ihren Haushaltsperspektiven vorsah. In den nächsten drei Jahren sind 180 neue Planstellen für die zwanzig Sprachen vorgesehen, von deren Besetzung wir noch weit entfernt sind. Die internen Konsequenzen waren eine Umstrukturierung von einem Dienst in eine Generaldirektion mit dem entsprechenden Mehraufwand an Personal und Mit-

keln. Der SCIC, also der Dolmetschdienst der EU, beschäftigt 650 Personen, 430 davon beamtete Dolmetscher. Wir verwalten weiters einen Freelance-Bestand von 2000 Dolmetschern, wobei wir täglich auf etwa 300 freiberufliche Dolmetscher zurückgreifen.

Die neue Generaldirektion hat vier Direktionen, wobei die Direktion A die 20 Sprachreferate vereinigt. Wir sind dabei, die neuen Kabinen langsam aufzubauen. Parallel zu dieser expansiven Tendenz verläuft die Suche nach Synergien mit anderen Institutionen, um Kosten zu sparen. Wir arbeiten intensiver mit den Diensten des Parlaments und des Gerichtshofs zusammen, so verwalten wir etwa die Freelance-Listen gemeinsam. Dies bedeutet, dass freiberufliche Dolmetscher, die für die Institutionen tätig werden wollen, nur mehr einen Ansprechpartner haben. Wir führen die Tests gemeinsam durch, und demnächst soll ein Austausch von Beamten stattfinden, um die Arbeit der anderen Institutionen besser kennen zu lernen.

Das veränderte Umfeld hat auch strukturelle und quantitative Auswirkungen auf die Nachfrage, das „Request and Pay“-System im Ministerrat wurde ja bereits erwähnt. Dies macht die Planung schwieriger. Bisher konnte der Dolmetschdienst der Kommission, der ja auch für den Ministerrat und andere Institutionen tätig ist, gewisse Sprachenprofile in bestimmten Sitzungskategorien voraussetzen. Dies ist jetzt nur mehr bedingt der Fall. Wir wissen weiterhin, dass auf höchster Ebene alle Sprachen zum Einsatz kommen. Aber im Mittelfeld, wo die Delegationen ihre Dolmetschwünsche anmelden können, verändert sich das Sprachregime praktisch von Woche zu Woche. Wir können nicht mehr längerfristig planen, und das erhöht die Kosten.

Die Nachfrage in den anderen Institutionen, etwa der Kommission, dem Wirtschafts- und Sozialausschuss (EWSA), dem Ausschuss der Regionen (AdR) und den angeschlossenen Agenturen oder der Europäischen Investitionsbank, hat sich wenig verändert. In der Kommission etablieren sich die neuen Sprachen nur langsam, es kommen wie bisher hauptsächlich die elf alten Sprachen zum Einsatz. Traditionell wird dort auch nicht immer mit dem vollständigen Regime gearbeitet, manche Sitzungen werden nur 3:3 verdolmetscht, wie etwa im Kollegium selbst. Auch bei hochrangigen politischen Kontakten und beratenden Ausschüssen dominieren Englisch, Französisch und Deutsch. In anderen Sitzungen haben wir häufig asymmetrische Sprachregime, wo aus neun Sprachen in sechs Sprachen gedolmetscht wird. Es zeichnet sich ein Trend ab, dass die größeren Erweiterungssprachen sich durchsetzen. Zu Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und Spanisch werden immer öfter Polnisch, Ungarisch und Tschechisch beantragt. Die Plenarsitzungen im AdR und EWSA werden mit vollem Regime besetzt, die Arbeitsgruppensitzungen nach Bedarf.

Dadurch ergeben sich auch Veränderungen bei den Ressourcen. Wir rekrutieren Dolmetscher für die neuen Amtssprachen. Dafür haben wir seit Jahren Vorarbeit geleistet, indem wir in den mittel- und osteuropäischen Ländern Ausbildungsprogramme subventioniert und ein Masters-Programm für Dolmetschausbildung stark gefördert haben. Diese Politik hat sich bewährt, wir haben bedingte Erfolge bei den Auswahlverfahren festgestellt, wenngleich sich für Maltesisch niemand qualifiziert hat. Die Auswahlverfahren für Polnisch laufen noch. Für sieben Sprachen haben wir 57 erfolgreiche Kandidaten, also etwa acht pro Kabine, was angesichts der Tatsa-

che, dass wir diese noch mit den anderen Institutionen teilen müssen, viel zu wenig ist. Daher vergeben wir als Notmaßnahme bei ad hoc auftretendem, massivem Personalmangel Zeitverträge. Hier ist gerade die zweite Welle im Laufen, die nicht nur Kandidaten aus den Erweiterungsländern offen steht, sondern auch Dolmetschern anderer Sprachen mit einer passiven Erweiterungssprache.

Natürlich musste auch der Haushalt angepasst werden. Der SCIC finanziert sich zu 40 % aus dem EU-Haushalt und zu 60 % aus den Einnahmen aus unserer Tätigkeit für andere Institutionen. Die gestiegenen Kosten durch die Erweiterung, unter anderem durch das Einfliegen von Freelancern, erforderten eine Neuverhandlung der Tarife und Verrechnungspraxis. Auch bei der Infrastruktur waren Anpassungen erforderlich. Ich sehe sie als guten Indikator für den längerfristigen Umgang mit der Sprachenvielfalt. Von den 17 Sälen des Ministerrats sind nur zwei mit 20 Kabinen ausgestattet, in den restlichen sind nur weniger Sprachen möglich. Die Kommission verfügt über einen Saal mit 21 Kabinen, im neuen Gebäude über zwei weitere. Auch der AdR und der EWSA haben nur zwei Säle mit 13 Kabinen. Für die Zukunft der Vielsprachigkeit lässt sich daraus ablesen, dass die meisten Sitzungen nur mit kleineren Regimen verdolmetscht werden.

Am spürbarsten sind wohl die Veränderungen in der Praxis. Der SCIC hatte bis jetzt das Credo, dass nur in die Muttersprache gedolmetscht werden sollte. Davon müssen wir nun abrücken, da eine Abdeckung der kleineren Sprachen nur mit einer aktiven B-Sprache gewährleistet werden kann. Das Retourdolmetschen fordert von den Zuhörern, sich an neue Akzente zu gewöhnen. Die deutsche Delegation hat durch österreichische Dolmetscher ja schon Erfahrung damit, nun kommen eben ungarisch oder slowenisch gefärbte Dolmetschungen hinzu. Eine weitere Veränderung ist die Verdolmetschung über Relais. Wir arbeiten darauf hin, dass die Relaisfunktion nicht allein über die englische Kabine läuft. Angestrebt werden mindestens fünf Sprachen, darunter auch Deutsch, was mir als Leiterin der deutschen Kabine sehr am Herzen liegt.

Die Verdolmetschung über Relais erfordert einen großen technischen Aufwand, die Konferenztechnologie muss sich anpassen, und wir müssen uns den neuen Technologien öffnen. Als einer in einem 60-köpfigen Dolmetschteam ist man nur mehr ein kleines Rädchen in einem Präzisionsapparat. Das ist für uns sehr autonom wirkende Persönlichkeiten gewöhnungsbedürftig. Man muss genau wissen, welche Sprachen man zu dolmetschen hat, welches Relais zur Verfügung steht, wie mit der Retourkabine umgegangen wird, vor allem, wenn ein Kanal aus mehreren Kabinen bedient wird. Die Pannen, die wir am Anfang im erweiterten Sprachregime hatten, waren auf den Umgang mit der Technologie zurückzuführen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass wir uns in Brüssel in einer Umbruchphase befinden, die noch mehrere Jahre andauern wird, bis wir erkennbare Strukturen entwickelt haben werden, um nachhaltig mit der Vielsprachigkeit umgehen zu können.

Der Auftraggeber als „Mutter Natur“

Mag. Angelika Guldt, gelernte Dolmetscherin und Übersetzerin und heute Leiterin der Konzernkommunikation Lenzing AG, beantwortete die Frage, wie die Auftraggeberseite die zukünftige Zusammenarbeit zwischen Sprachmittlern und Wirtschaft sieht.

Als Vertreterin einer Firma kann ich nur eine kleine Facette des Spektrums Ihrer Tätigkeit abdecken. Heute haben wir schon einige Gleichnisse strapaziert, und wenn laut Prof. Prunč die Translatorin die Braut und die Translationswissenschaft der Bräutigam ist, folgt daraus doch, dass der Text das Kind und der Auftraggeber sozusagen Mutter Natur ist. Mutter Natur ist jedoch sehr vielfältig, und ich repräsentiere wie gesagt nur eine kleine Facette.

Ich möchte kurz die Firma, die ich hier vertrete, vorstellen, da sie meines Erachtens für die heute schon oft erwähnte wachsende Globalisierung und Komplexität repräsentativ ist. Die Lenzing AG mit Stammsitz in Lenzing in Oberösterreich erzeugt Zellulosefasern aus dem Rohstoff Holz. Wir sind in einer Nische tätig und mit 450.000 Tonnen Fasern zwar kein kleines Unternehmen, im internationalen Kontext aber auch nicht sehr groß. Schon seit der Gründung 1938 gab es internationale Beteiligungen, die aber noch keine Globalisierung, sondern eher ein Ausstrecken in Richtung jener Länder darstellten, wo die Produktion günstiger war. In den letzten Jahren hat sich das jedoch sehr beschleunigt. Von einem österreichischen Unternehmen haben wir uns zu einem Unternehmen mit einer Reihe internationaler Standorte entwickelt: zwei Standorte in Österreich, Lenzing und Heiligenkreuz, wo wir Lyocell-Fasern herstellen, einer für Viskosefasern in Indonesien, sowie je einer im Vereinigten Königreich und in Alabama, ebenfalls für Lyocellfasern.

Im Zuge der letzten Jahre und der Globalisierung haben wir uns von einem sehr produktionsorientierten Betrieb, der Massenprodukte herstellte, langsam zu einem Unternehmen gewandelt, das marktnäher ist. Im Mai haben wir einen Konkurrenten aufgekauft, wodurch die Standorte im Vereinigten Königreich und in den USA hinzugekommen sind. Seither sind Übersetzungen und vor allem Englisch ein großes Thema in der Firma. Eine andere Sprache, von der wir heute noch wenig gehört haben, die aber in Zukunft für Lenzing sehr wichtig werden wird, ist Chinesisch.

Die große Bedeutung des Englischen spiegelt sich auch in meiner Realität wider. Im Marketing gehen wir so vor, dass in Europa nur mehr englische Grundübersetzungen angefertigt werden, die dann an die jeweiligen Länder, in denen wir Repräsentanzen haben, verschickt werden. Dort erfolgt dann die Übersetzung ins Chinesische, Spanische oder Türkische. Dies entspricht dem unschönen Wort der Globalisierung: als globales Unternehmen versuchen wir, in diesem Kontext lokal zu agieren, um den Anforderungen vor Ort gerecht zu werden.

Nun noch einige Stichworte zu den Anforderungen an die zukünftige Zusammenarbeit aus der Sicht der Auftraggeber, was natürlich einfacher ist, als diese Anforderungen dann auch zu erfüllen. Einerseits geht es um Geschwindigkeit, die Übersetzungen sollten immer schon vorgestern fertig sein. Ich erhalte eine Flut von Angeboten für Übersetzungsleistungen, ich hebe sie mir nicht einmal mehr auf. Denn der zweite wich-

tige Punkt aus meiner Sicht ist eine „long-standing partnership“ mit dem Übersetzer, da nur so die Qualität zu garantieren ist, die auf guten Branchen- und Firmenkenntnissen beruht. Dies gelingt am besten in einer langen Zusammenarbeit oder durch sehr flexible Übersetzer, die sich schnell einarbeiten. Mein Wunschtraum ist ein Übersetzer mit einem zweiten Studium. Bei technischen Übersetzungen habe ich ein gutes Gefühl, wenn sie von einem Techniker angefertigt werden. Andererseits ist mir als ausgebildeter Übersetzerin und Dolmetscherin auch bewusst, dass von einem Techniker nicht immer ein guter Text zu erwarten ist.

Übersetzen ist immer Kommunikation. Daher ist es meines Erachtens wichtig, dass es im Unternehmen eine Ansprechperson gibt, die Verständnis für die Arbeit des Übersetzers hat, und zwischen den Spezialisten im Haus und dem Übersetzer vermittelt.

Berufsverband oder Einzelkämpfertum?

Antje Kopp von unserem Schwesterverband BDÜ analysierte die Zukunft der Berufsverbände.

Haben Berufsverbände Zukunft oder müssen sich jüngere Kollegen und Kolleginnen auf ein Leben als Einzelkämpfer einstellen? Ich denke, die UNIVERSITAS und der BDÜ sind sich in Hinblick auf die Mitgliederstruktur und die Herausforderungen des Marktes ähnlich.

Brauchen wir überhaupt noch Berufsverbände? Die Antwort ist nein – wenn ich lieber als Eremit arbeite, oder wenn ich unter denselben Bedingungen wie Luther oder Hieronymus arbeiten möchte.

Heute haben wir es mit einer ständig steigenden Anzahl von Übersetzern, Dolmetschern und artverwandten Berufen zu tun, mit immer mehr Sprachen und immer komplexeren Fachgebieten. Dazu kommt noch der verstärkte Einsatz von technischen Hilfsmitteln bei unserer Arbeit.

Gute Ausbildung kann einen Berufsverband nicht ersetzen. Ohne die Zusammenarbeit zwischen Kollegen geht nichts. Früher konsultierte man sein Telefonbuch und rief kurz an, heute geht es schnell über Mailinglisten. Dadurch verschwindet auch die unnötige Vorstellung des Kollegen als Feind, der mir die Butter vom Brot stehlen möchte. Das ist nicht so. Wir haben so viele Aufträge, allein die Forderung, dass Produkte für den Export mit Dokumentation in der Landessprache ausgeführt werden müssen, garantiert Arbeit. Irgendwer muss es tun, dafür sind wir ja da.

Was nun die veränderten Marktbedingungen anbelangt, haben mir zwei Schlagworte von heute Vormittag sehr gefallen. Der Berufsverband bietet einerseits Unterstützung für Kollegen im Kampf gegen Borniertheit und Ignoranz, andererseits bündelt er die kollektive Intelligenz und macht diese für alle nutzbar. Dies klingt sehr abstrakt, ich werde sofort praktische Beispiele bringen. Das Ansehen unseres Berufsstandes kann man als Berufsverband besser darstellen, als das ein Einzelner kann, auch wenn jeder bei seinen Kunden dazu beiträgt. Wie tun wir das? Es gibt die internationalen Zusammenschlüsse wie die FIT oder die Zusammenarbeit zwischen UNIVERSITAS und BDÜ im Rahmen der europäischen Normierungsvorhaben. Hier ist der Berufsverband ein Sprachrohr seiner Mitglieder.

Eine häufige Frage ist: „Was macht Ihr eigentlich?“ Ich antworte immer, dass wir die Klammer sind: zwischen Theorie und Praxis, zwischen Dolmetschern und Übersetzern, zwischen Auftraggebern (Arbeitgeber gibt es ja durch das Outsourcen beinahe nicht mehr) und Auftragnehmern.

Der Berufsverband hat auch eine wichtige Rolle in der Weiterbildung, nicht nur in Fachgebieten sondern auch betreffend unternehmerische Fähigkeiten, die ja in der Ausbildung nicht berücksichtigt werden. Gerade junge Kollegen sind mit der Praxis nicht vertraut. Sie haben schon Schwierigkeiten, ein Telefon anzumelden oder einen Mietvertrag zu unterschreiben. Im Beruf gestaltet sich das alles noch schwieriger. Viele der Jüngeren wollen gar nicht Freiberufler werden, sie suchen das warme Nest des Angestelltendaseins und fliegen in der harten Realität wie kleine Vögelchen auf den Boden. Sie tun mir Leid, es sind unsere Kollegen, und wir müssen ihnen helfen. Themen für die Weiterbildung sind also auch Buchführung, Büroorganisation, Zeitplanung, Bildung von Partnerschaften, Haftungsrecht, etc. Der Berufsverband kann durch Versicherungsrahmenverträge auch eine gute Absicherung der Mitglieder erreichen. Dies bringt uns regen Zustrom, da die Mitglieder mehr sparen, als der Beitrag kostet. Auch rechnen muss man können.

Weiters bieten wir regelmäßige Publikationen, aber auch etwa unsere Lesezeichen, die man dem Kunden geben kann und so unsere Gruppe bekannt macht. Dadurch tragen wir auch zu der von uns angestrebten Qualitätssicherung bei. Wer bei uns Mitglied ist, hat sein Können unter Beweis gestellt, und das ist gut für die Mitglieder, den Verband und die Kunden, die dies auch langsam begreifen. Wenn man zehn bis zwanzig Jahre hartnäckig darauf hinweist, lernen sie es schon.

Wir haben Allgemeine Geschäftsbedingungen ausgearbeitet und Datenbanken erstellt, bieten Beratungen für Auftraggeber und Mitglieder, wir sind Ansprechpartner für die Öffentlichkeit und für die Ausbildungsinstitute, wenn sie etwas Praxis in den Lehrplan bringen wollen. Wir können Großveranstaltungen organisieren, den Erfahrungsaustausch aber auch durch kleinere Treffen fördern, bei dem sich die Kollegen einmal kennen lernen können.

All dies klappt aber nur, wenn der Verband mitarbeitwillige Mitglieder hat. Ich wünsche der UNIVERSITAS viele von dieser Sorte. Und um unsere Aufgabe in dem viel zitierten Bild der Braut und des Bräutigams zu skizzieren, sehe ich die Berufsverbände als Standesamt und Eheberatung.

Sehr geehrte Damen und Herren!

In der globalen Informationsgesellschaft mit ihren vielen Völkern und Sprachen spielt das Dolmetschen und Übersetzen eine unverzichtbare Rolle, um zueinander zu finden und einander zu verstehen.

Vor diesem Hintergrund kommt dem 50-Jahr-Jubiläum von UNIVERSITAS, dem Österreichischen Übersetzer- und Dolmetscherverband, große Bedeutung zu und ich übermittle auf diesem Weg meine herzliche Gratulation zu diesem schönen Jubiläum.

Zugleich spreche ich im Namen der Republik Österreich allen Mitgliedern des Verbandes Dank und Anerkennung für die hervorragende Arbeit aus, die in diesem halben Jahrhundert geleistet wurde.

Als ein Politiker, der seit vielen Jahren in verschiedenen Funktionen mit Menschen aus aller Welt zu tun hat, weiß ich die guten Dienste zu schätzen, die von den österreichischen DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen geleistet werden.

Dolmetschen ist ein sehr verantwortungsvoller Beruf, der perfekte Sprachkenntnisse, eine hohe Allgemeinbildung und präzises Spezialwissen auf vielen Gebieten erfordert. Unabdingbar ist auch die permanente Bereitschaft zum Weiterlernen und Perfektionieren.

Ich bin überzeugt davon, dass es UNIVERSITAS auch in Zukunft gelingen wird, auf gewohnt hohem Niveau zu arbeiten und wünsche allen Anwesenden eine gelungene Jubiläumsfeier!

Bundespräsident Dr. Heinz Fischer

ASSOCIATION INTERNATIONALE DES
INTERPRETES DE CONFERENCE

aiic

INTERNATIONAL ASSOCIATION OF
CONFERENCE INTERPRETERS

Region Österreich

Grußbotschaft der AIIC-Region Österreich zum 50-jährigen Bestehen des Österreichischen Übersetzer- und Dolmetscherverbandes, UNIVERSITAS

Vor einem Jahr feierte der Internationale Verband der Konferenzdolmetscher, AIIC, sein 50-jähriges Bestehen – heute ist es der Österreichische Übersetzer- und Dolmetscherverband, UNIVERSITAS!

Es ist für mich eine ganz besondere Freude, in meiner Eigenschaft als Ratsmitglied der AIIC-Region Österreich, im Namen aller unserer Mitglieder der UNIVERSITAS ganz besonders herzlich zu diesem Jubiläum zu gratulieren!

Hier in Österreich sind wir in der sehr glücklichen Lage, ein besonders gutes Verhältnis zwischen dem nationalen und dem internationalen Verband zu haben, was leider nicht in allen Regionen der AIIC der Fall ist! Zum Beispiel überbringe ich heute als Vertreterin der AIIC unsere Glückwünsche, doch bin ich auch gleichzeitig als Vizepräsidentin der UNIVERSITAS in die Organisation dieser Jubiläumsfeier eingebunden.

Seit Bestehen der AIIC gibt es auch die Region Österreich, obwohl sie in den ersten Jahren keinen ständigen Sitz im Rat hatte. Doch immer waren Vertreter der AIIC auch in den Führungsgremien der UNIVERSITAS vertreten – und umgekehrt –, und ich hoffe und wünsche mir sehr, dass diese Situation auch in der Zukunft bestehen bleibt.

In diesem Sinne: auf weitere 50 Jahre guter Zusammenarbeit!

Erika Kessler
Ratsmitglied

Wien, im November 2004

Verehrte Festgäste!

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Es ist mir eine große Ehre und Genugtuung, zur heutigen Jubiläumsfeier der UNIVERSITAS eingeladen zu sein – als eines der letzten noch lebenden Mitglieder des vor 50 Jahren zusammengetretenen Gründungsausschusses unseres Verbandes.

Wenngleich ich heute nicht anwesend sein kann, möchte ich doch ein paar Worte an Sie richten. Es wird keine lange programmatische Rede werden – diese überlasse ich anderen, die mit den aktuellen Problemen des Verbandes besser vertraut und unmittelbar befasst sind.

Ich will mich darauf beschränken, einen ganz kurzen nostalgischen Blick zurück zu werfen und die der Verbandsidee zugrunde liegenden, zeitlos gültigen Werte zu beschreiben, wie sie uns vor einem halben Jahrhundert vorgeschwebt sind.

Nachdem eine erkleckliche Zahl von akademisch geprüften Übersetzern und Diplombdolmetschern aus den Dolmetschinstututen der österreichischen Universitäten hervorgegangen waren, erschien es notwendig, das Umfeld des beruflichen Einsatzes dieser Absolventen durch Aufklärung nach außen und Konsolidierung nach innen mittels Qualitätssicherung auf der Basis eines Miteinander und Füreinander adäquat zu gestalten. Dabei ging es nicht nur um die Durchsetzung von international anerkannten Honorarstarifen und Arbeitsverträgen, sondern vor allem um die öffentliche Anerkennung der geistigen, schöpferischen Leistung des Übersetzers und Dolmetschers. Es war damals tatsächlich so, dass man mit dem weit verbreiteten Irrglauben, es handle sich dabei um eine „Fertigkeit“ (so wie Maschinschreiben oder Stenografie), aufräumen musste. Es galt aufzuklären, dass Übersetzen und Dolmetschen über die reine Sprachübertragung hinausgeht, so wie überhaupt die menschliche Kommunikation mittels Sprache, die eingebettet ist in die differenzierten Kulturen der Menschheit, nur durch empathische Einsicht in diese Zusammenhänge zu erfassen und zu verstehen ist.

Ich habe über die Jahre hinweg Karrieren vieler unserer Kolleginnen und Kollegen verfolgt und mit Befriedigung und großer Freude festgestellt, dass sie sich diesem von uns vor einem halben Jahrhundert propagierten Berufsethos erfolgreich verschrieben haben. Sie haben damit das hohe Ansehen unsere Berufes gefördert und gleichzeitig auch zur Völkerverständigung beigetragen.

Mehrere Generationen von Funktionären unseres Verbandes haben mit großem Arbeitseifer und Geschick die alten Werte bewahrt und die UNIVERSITAS zu einem modernen, zukunftsorientierten Berufsverband entwickelt. Auch ihnen haben wir zu danken.

Dass heute an dieser Jubiläumsveranstaltung auch Vertreter zahlreicher ausländischer Berufsverbände teilnehmen, ist ein erfreuliches Signal und eine Bestätigung der Richtigkeit unserer seinerzeitigen Bemühungen um die Anerkennung unseres Berufes.

Die besten Wünsche für einen erfolgreichen und vergnüglichen Verlauf der Jubiläumsfeiern und für eine weitere sinnvolle und fruchtbare Arbeit des Verbandes sendet Euch dessen „Urgestein“

Martha Raetz

Grußbotschaft zum UNIVERSITAS-Jubiläum

Liebe Kollegen!

Man hat mich gebeten, zum 50jährigen Jubiläum der Gründung des Österreichischen Übersetzer- und Dolmetscherverbandes UNIVERSITAS eine Grußbotschaft zu verfassen. Da es sehr viele Anknüpfungspunkte, aber auch Unterschiede zwischen dem Österreichischen Verband der Gerichtsdolmetscher und dem „Geburtstagskind“ gibt, fällt es mit schwer, den Anfang zu finden. Ich beginne vielleicht mit dem Gemeinsamen:

Viele Mitglieder des ÖVGd sind auch Mitglieder der UNIVERSITAS. Viele Kollegen haben in ihrer beruflichen Laufbahn nicht nur die des Konferenzdolmetschers oder Fachübersetzers, sondern auch die des „Gerichtsdolmetschers“ eingeschlagen. Im Laufe der Jahre hat es sich als nützlich erwiesen, auch für das Übersetzen und Dolmetschen bei Gericht und Behörden eine solide universitäre Ausbildung zu erwerben, obgleich auf die spezifischen Erfordernisse des allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Dolmetschers – so die offizielle Berufsbezeichnung der Gerichtsdolmetscher – während des Studiums noch immer nicht ausreichend eingegangen wird und der ÖVGd weitgehend selbst die entsprechende Vorbildung anbietet. Viele Absolventen empfinden die Tätigkeit bei Gericht und Behörden als sinnvolle und bereichernde Ergänzung, vor allem wenn sie freiberuflich tätig sind. Das hat in den letzten Jahrzehnten sicher dazu geführt, dass die Qualität der von Übersetzern und Dolmetschern bei Gericht und Behörden erbrachten Leistungen erheblich gestiegen ist und bei den Zulassungsprüfungen – der Zertifizierung – höhere Anforderungen gestellt werden können, als dies in der Vergangenheit der Fall war.

UNIVERSITAS und ÖVGd wären ja auch fast einmal zu einem Verband oder unter einem Dach verschmolzen. Kurz vor dem Tod meines Vorgängers Dr. Caproni (1981) begannen diesbezügliche Verhandlungen zwischen den beiden Verbänden. Letztendlich erwiesen sich aber die Unterschiede bei den von den Verbänden verfolgten Zielen doch als so groß, daß man von einer Fusionierung bzw. Zusammenlegung der Sekretariate Abstand nahm. Die engeren Kontakte zwischen den Verbänden nahmen aber damals seinen Anfang.

Es gibt natürlich auch wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Verbänden, und auf diese möchte ich kurz eingehen:

Im Gegensatz zur Mitgliedschaft bei der UNIVERSITAS ist die Zulassung zum Gerichtsdolmetscher die Vorbedingung für die Aufnahme in den ÖVGd. Eine mehrjährige Berufspraxis allein, oder ein gelegentlicher Einsatz bei Gericht genügt nicht. Darum ist auch der Status „Jungmitglied“ oder „Freund des Verbandes“ beim ÖVGd nicht möglich. Die Ausarbeitung von speziellen Kriterien für die Erstellung von Übersetzer- oder Dolmetscherlisten erübrigt sich ebenfalls. Gerichtsdolmetscher müssen sowohl Übersetzer als auch Dolmetscher sein. Auch die Vermittlung von Aufträgen ist nicht ein Anliegen des Verbandes. Die gesetzliche Verankerung des Berufes ist der UNIVERSITAS stets ein Anliegen gewesen, doch wurden alle diesbezüglichen Bemühungen von den politischen Entwicklungen überholt. Das Sachverständigen- und Dolmetschergesetz hingegen ist die gesetzliche Basis für die Berufsausübung, um die uns viele Kollegen im Ausland beneiden. Auch bei den Tarifen können die Gerichtsdolmetscher auf das Gebührenanspruchsgesetz zurückgreifen, welches einheitliche Tarife festlegt. Die Gefahr, mit dem Kartellgesetz in Konflikt zu geraten, besteht deswegen nicht. Wie schon erwähnt, müssen Gerichtsdolmetscher sowohl Übersetzer als auch Dolmetscher sein, während die Spezialisierung auf den einen oder anderen Zweig der Berufsausübung bei den Mitgliedern der UNIVERSITAS bereits durch die universitäre Ausbildung ermöglicht wird (ein Umstand, der zunehmend zu einem Handicap bei der Zulassung als Gerichtsdolmetscher wird, weil eine der beiden Komponenten während des Studiums zumeist nicht entsprechend gefördert wird).

Ich könnte noch auf so manche Gemeinsamkeit oder so manchen Unterschied zwischen den beiden Verbänden, seinen Aufgaben und seinen Mitgliedern eingehen, doch würde dies den Rahmen einer Grußbotschaft sprengen. Ich möchte abschließend nur noch erwähnen, daß sich die lose Zusammenarbeit zwischen den beiden Verbänden – wohl auch wegen der zahlreichen Doppelmitgliedschaften – stets als förderlich für die Qualität der von Übersetzern und Dolmetschern erbrachten Leistungen erwiesen hat. Meinem herzlichen Glückwunsch an den Jubilar kann ich deshalb nur den Wunsch hinzufügen, dass es auch in Zukunft so bleiben möge – zum Nutzen unserer Kunden, die ja den bestmöglichen Service erhalten sollen.

Dipl. Dolm. Christine Springer

Präsidentin

Österreichischer Verband der Gerichtsdolmetscher



**FÉDÉRATION INTERNATIONALE DES TRADUCTEURS
INTERNATIONAL FEDERATION OF TRANSLATORS**

Siège/Registered Office : 63, rue La Fontaine, 75016 Paris, France.

Secretariat : 2021, avenue Union, Bureau 1108, Montréal (Québec) H3A 2S9 Canada
Tél. / Tel.: +(1) 514-845-0413, Téléc. / Fax: +(1) 514-845-9903, Courriel / E-mail: secretariat@fit-ift.org

Montreal, October 16, 2004

To my esteemed colleagues of UNIVERSITAS

First, let me thank you for your kind invitation to host the FIT EC meeting. Unfortunately, we had to decline it because China was holding the IVth Asian Forum and invited the FIT EC for the very first time. We therefore felt it was important to be there. Not that a member association is more important than another of course, but we came so often to Vienna that it feels like home, and home we can come anytime!

In the name of the FIT Council and in my own, I would like to wish UNIVERSITAS a very happy 50th anniversary.

As I said last year at the FIT 50th anniversary, many of our member associations are celebrating their 50th anniversary. To me this means that 50 years ago, the world realized the importance of professional translation, and translators realized the importance to get together to promote their professionalism.

The mere fact that we are today celebrating so many anniversaries is a sign of vigor and dynamism, and I hope that this vigor and dynamism will stay for a long time. It is not always easy of course, but we know our history is not one of big spectacular achievements, but rather a series a small victories won day by day.

So keep winning those small victories day by day. But for the time being, enjoy and celebrate your 50th anniversary. From the FIT Council, all our wishes for success and prosperity and long life to UNIVERSITAS!

Betty Cohen
President

Österreichischer Übersetzer-
und Dolmetscherverband
UNIVERSITAS

Gymnasiumstrasse 50
1190 Wien

Wien, 06. Dezember 2004

Liebe Kolleginnen und Kollegen der Universitas,

Die Übersetzergemeinschaft gratuliert der Universitas herzlich zum 50-jährigen Bestehen und wünscht ihr auch weiterhin viel Erfolg und viele engagierte Mitglieder, die die Interessen des Berufes den Anforderungen der Zeit gemäß weitertreiben.

Jubiläen wie dieses sind immer auch Anlass zur Rückschau. Am Beginn unserer gemeinsamen Geschichte, die mit der Gründung der Übersetzergemeinschaft vor auch schon bald 25 Jahren begann, standen Skepsis und Unverständnis, genährt wohl durch die Befürchtung von Spaltungstendenzen und gegenseitiger Konkurrenz. Diese Ängste haben sich als unbegründet erwiesen, vielmehr hat sich gezeigt, dass wir einander in unseren jeweiligen Kompetenzen hervorragend ergänzen und dort, wo sich die Interessen decken, durch Zusammenarbeit mehr erreichen können. Heute ist es selbstverständlich, dass wir uns gegenseitig austauschen und bei Bedarf koordinieren, Kolleginnen und Kollegen, die mehr in die „andere Sparte“ gehören, weiterverweisen oder uns eine ganze Reihe von Mitgliedern durch Doppelmitgliedschaften sozusagen „teilen“. Ein besonders schönes Symbol der guten Beziehungen ist das gemeinsame Feiern des Internationalen Übersetzertages am Festtag des Heiligen Hieronymus.

Wir hoffen und wünschen uns, dass unsere beiden Verbände auch in Zukunft gut und erfolgreich zusammenarbeiten werden.

Mit den besten Wünschen

Mag. Werner Richter
Vorsitzender

Mag. Brigitte Rapp
Geschäftsführerin

Die Diplomatische Akademie –

Tagungsort des UNIVERSITAS-Jubiläumskongresses

Dipl. Dolm. Liese Katschinka

Die Festveranstaltung am 5. November dieses Jahres aus Anlass des 50-jährigen Bestandes der UNIVERSITAS fand im Gebäude der Diplomatischen Akademie statt, die selbst erst in diesem Frühjahr ihren 40-jährigen Bestand als Diplomatische Akademie in Wien und das Jubiläum „250 Jahre Orientalische Akademie“ feierte. Aus Anlass dieser Jubiläen erschien die Festschrift „250 Jahre. Von der Orientalischen zur Diplomatischen Akademie in Wien“ (StudienVerlag Innsbruck, 660 Seiten, € 45,-), der die folgenden Informationen entnommen sind.

Die von Kaiserin Maria Theresia mit 1. Jänner 1754 gegründete „Orientalische Akademie“ war damals weltweit die erste Institution ihrer Art. Österreich kann so für sich in Anspruch nehmen, die älteste „Schule der Diplomatie“ zu beheimaten.

Bis 1770 befand sich die Akademie in der Philosophischen Stube der Alten Universität, von 1770 bis 1775 im Konvikt zu St. Barbara, von 1775 bis 1785 im Professhaus der Jesuiten von St. Anna, von 1785 bis 1883 im Jakoberhof, von 1883 bis 1904 im Gartentrakt des Theresianums, von 1904 bis 1945 im Akademiegebäude in der Boltzmanngasse und seit dem Neubeginn im Jahr 1964 wieder in der Favoritenstraße im wieder aufgebauten Konsulartrakt des Theresianums.

Ein Erlass Metternichs aus dem Jahr 1833 brachte eine Zweiteilung des Unterrichts in juristisch-diplomatische Studien und

Sprachstudien. Im Zuge der Reorganisation der Orientalischen Akademie im Jahr 1898 entstand die K. u. K. Konsularakademie mit einer westländischen und einer orientalischen Sektion. Im Jahr 1921 erfolgte eine neuerliche Reorganisation; sie brachte die zusätzliche Bezeichnung „Internationale Lehranstalt für Politik und Volkswirtschaft“. Nach der „Wiedereröffnung“ der Akademie im Jahr 1939 wurde 1941 der letzte Jahrgang der Konsularakademie ausgebildet. Ab dem Februar 1942 diente das Akademiegebäude als Lazarett, und im August 1945 wurde es von der US-Militärverwaltung requiriert und 1947 erworben.

1964 kam es unter dem damaligen Außenminister Bruno Kreisky zu einem Neubeginn und einer bildungspolitischen Neuorientierung. Führungskräfte und Fachleute im Bereich der Wirtschaft und der internationalen Gemeinschaft werden nunmehr hier ausgebildet, seit 1989 ist ein Schwerpunkt auch die Vorbereitung junger Akademiker als „neue“ Elite in den Transformationsstaaten Ost- und Südosteuropas, aber auch der Nicht-EU-Erweiterungskandidatenländer.

Diese internationale Ausrichtung der Diplomatischen Akademie steht in enger Beziehung zur Internationalität des Übersetzer- und Dolmetscherberufs. Sie bot daher einen sehr geeigneten Rahmen für die UNIVERSITAS-Festveranstaltung.

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz:

Vorstand des Österreichischen Übersetzer- und Dolmetscherverbandes UNIVERSITAS

Präsidentin: Mag.phil. Florika Griebner; Vizepräsidentin: Mag.phil. MAS Erika Kessler
Generalsekretärin: Mag.phil. Ingrid Haussteiner, M.A., 1. Stellvertreterin: Mag.phil. Dagmar Sanjath,
2. Stellvertreterin: Anneke Hodel-Onstein, staatl. gepr. Dolm.-Übers.
Redaktion: Vera Ribarich, Mag.phil. Doris Bankhamer; Layout: Peter Bierwolf

A-1190 Wien, Gymnasiumstraße 50
Tel. + Fax: 01/368 60 60

E-Mail: info@universitas.org
Homepage: www.universitas.org

Das Mitteilungsblatt dient dem Informationsaustausch zwischen den Verbandsmitgliedern.

44 Seiten, Schmuckfarbe

Wenn, nach Abhandlung der vorangegangenen vierzehn Tagesordnungspunkte, nach Grundsatz- und Spezialdebatten, nach langwierigen Ausführungen und kurzweiligen Anekdoten, nach Vorlagen, Abstimmungen und dem letzten schalen Kaffee – wenn dann, während vor den Fensterflächen des Saales Finsternis das schwache Spätnachmittagslicht überwältigt, der Vorsitzende in die Ankündigung des Tagesordnungspunktes „Allfälliges“ gerade so viel Fragezeichen legt, wie es eine sich und die Versammlung ernst nehmende, dem demokratischen Dekorum verpflichtete Einladung zur freien Meinungsäußerung erfordert, gemischt mit soviel „Punkt, aus, Schluss!“, wie eine Stimme nur transportieren kann – wenn dann einer sich erhebt und im gehetzten Ton des Noch-Schnell-Vorbringen-Müssens versucht, von einer Sache sprechend und doch nicht diese meinend, seinem übervollen Herz in einer unerwarteten Wortmeldung zum Ausdruck zu verhelten, so werden die Versammelten den, der da aufhält, aus ihrerseits vollem Herzen zum Teufel wünschen.

Zum Glück habe ich hier aber nicht zu sprechen, sondern ein Schlusswort zu schreiben. Ich hoffe daher, dass meine Anmerkungen eine wohlwollendere Aufnahme oder sogar unverbrauchtes Interesse finden – was der Fall sein könnte, wenn Sie, liebe Leserin, lieber Leser, vielleicht aus der Gewohnheit, die Zeitung mit dem Sportteil zu beginnen, diese Sonderausgabe des Mitteilungsblattes zuerst einmal von der letzten Seite weg aufgeschlagen haben.

Sie hätten damit vor sich, was an dieser Stelle hinter mir liegt: 209.562 Anschläge oder 3.810 Normzeilen Textbeiträge und ein paar Zillionen Megabyte an Bildern. Das alles war, wie üblich, zu lektorieren, redigieren, korrigieren, layoutieren und paginieren (und re-paginieren, und nochmal korrigieren, und umstellen). Einen Großteil der Fahnenkorrekturen dieser Sondernummer hat Michael Reiterer erledigt, wofür ich ihm herzlich danken möchte. Das Layout stammt, wie immer, von Peter Bierwolf, der heute noch die allerletzten Änderungen – und diesen Text – in das Heft stellt. Ebenfalls wie immer kam entscheidende Unterstützung von meiner Co-Redakteurin Doris Bankhamer – dass die Produktion ohne ihre Mitarbeit diesmal noch weniger zustande gekommen wäre als bei „normalen“ Ausgaben, liegt unter anderem daran, dass wir große Textblöcke erst durch Transkription von Bandaufnahmen verschriftlichen mussten.

Daraus war einiges zu lernen: beispielsweise darüber, wie die Routinen des Dolmetschens einen Vortragsstil, selbst in freier Rede, derart beeinflussen können, dass das gesprochene Wort keineswegs – wie im Deutschen so oft zu beobachten – ohne Verb und Punkt dahinwuchert, bis es schließlich ein Dickicht von Nebensätzen, Einschüben und Neuanfängen bildet, das selbst dem, der da gepflanzt und nicht beschnitten hat, undurchdringlich wird. Vielmehr wurde gegliedert, es wurden Verben nicht vergessen, Sätze zu Ende gesprochen – und damit Gedanken zu Ende gedacht; denn wenn Denken nur in und durch Sprache möglich ist, dann ist richtige und gute Sprache Vorbedingung für stringentes Denken.

„Percursio“ nennt man übrigens eine Redefigur, in der angekündigt wird, über etwas nicht sprechen zu wollen – um sich im Anschluss mehr oder weniger lang darüber auszulassen. Das liest sich dann so: Nicht weiter ausbreiten möchte ich hier die oft frustrierenden Aspekte dieser Arbeit; unerwähnt soll bleiben, dass natürlich auch und besonders bei dieser Ausgabe des Mitteilungsblattes alles schief gegangen ist, was nur schief gehen kann. Kaputte Dateien und Kommunikations-Blackouts, versäumte Termine und falsche Textformate, Computerabstürze und Server-Downzeiten, Buchstabensalat en gros und en detail – und was da sonst noch alles war, das sag ich Ihnen ja gar nicht, das werde ich heute Abend in mein Bier weinen Trotzdem sind jetzt 44 Seiten so gut wie fertig, Schmuckfarbe haben wir nicht, aber dafür einen schönen roten Kartonumschlag, foliert.

Es ist uns hoffentlich gelungen, den Jubiläumskongress so aufzubereiten, dass seine inhaltlichen und sprachlichen Früchte auf den vorstehenden Seiten, wenn auch notwendigerweise nicht in voller Frische dargeboten, so doch angemessen konserviert wurden, um für den zukünftigen Genuss – ohne Ablaufdatum – geeignet zu sein.

Vera Ribarich
Redakteurin

9. Dezember 2004